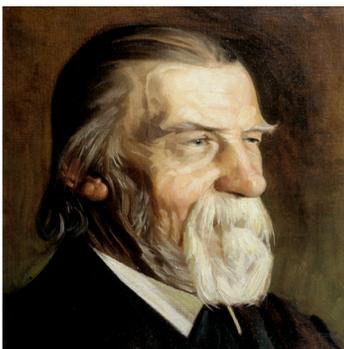


Licht der Einigkeit

Wir sitzen in einem Boot

**Informationsbrief
Nr. 66/4-2010
für
Oktober
November
Dezember**



Monatsspruch November 2010:
Gott spricht Recht im Streit der Völker,
er weist viele Nationen zurecht.
Dann schmieden sie Pflugscharen aus
ihren Schwertern und Winzermesser
aus ihren Lanzen.
Jes. 2,4

2 Grußwort



Grußwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Streit um die beste Lösung: Ja! Gezänk und Gezerre: Nein! Gott hat uns unsere Welt überlassen, damit wir friedlich miteinander in ihr leben. Und Jesus Christus mit seinen Aufrufen zur Friedfertigkeit in sie gesandt. Wir sitzen alle in seinem Boot. Daran dürfen wir uns im 20. Jahr der Deutschen Einheit, die vor 20 Jahren am 3. Oktober 1990 Wirklichkeit wurde, dankbar erinnern.

Der Monatsspruch für November 2010 erinnert mit den zu Pflugscharen gewordenen Schwertern daran. Pfarrer Hartmut Barend kommentiert uns die Jesaja-Worte in seiner Andacht als berufener Exeget. Mit vier Licht-Andachten von Gisela Stange blicken wir nochmals auf die Wendezeit um 1990 zurück.

Das Licht der Einigkeit möge leuchten für Arm und Reich, was viele Beiträge in diesem Informationsbrief fordern, damit die sozialen Verwerfungen in unserer Gesellschaft verringert werden. Aber auch für Alt und Jung, auf dass ein Krieg der Generationen vermieden wird. Dies ist ein besonderes Anliegen des ESW, von dessen Jahrestagung in Bonn dieses Heft berichtet.

Die Harmonie der Generationen, auf die auch der angekündigte, um die Jahreswende erscheinende Sechste Altenbericht abhebt, ist auch eine Frage der Mitwirkung der Alten in und an der Gesellschaft, zu der sich das ESW gerne bekennt. Die Zukunft wird von diesen Beiträgen der Älteren abhängen.

So stehen wir in sozialen Umbrüchen, die auch der große literarische Jubilar dieses Herbstes sah: Wilhelm Raabe. Den minutiös schildernden, tief gläubigen, über dem Brodeln seiner Zeit hoffnungsfrohen Schriftsteller würdigen wir zu seinem 100. Todestag am 15. November. Wie dem Helden Hans in seinem „Hungerpastor“ die Schuster-Glaskugel seines Vaters stets huldvoll leuchtete, so mag uns die Gegenwart Christi, dessen Ankunft wir in diesem Quartal wieder gedenken, stets beseelen; das wünscht mit Ihnen

Kurt Wikenhafer

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Erinnerungtes Leben

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 8 Verantwortung vor dem Vergnügen
- 9 Idyll über dem Vulkan
- 12 Die Peiniger des kleinen Moses
- 13 Den Tod heran nahen lassen
- 14 Kein Stopp von Altenhilfe und Notbekämpfung
- 15 Altersarmut in Sicht
- 15 Zum Zweiten Mal ungerecht
- 16 Nur nichts wegwerfen

Aktuelle Seniorenthemen

- 18 Die Kraft des Lichts
- 23 Heimgehen in Ruhe
- 27 Vorwärts im Leerlauf
- 27 Jetzt red'í!

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

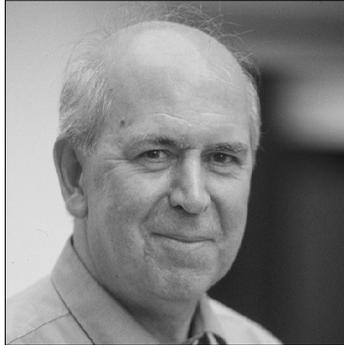
- 30 Gut geerdet die Stimme erheben
- 31 Aufgaben nicht aufgeben
- 33 Kontinuität im Diakonischen Werk
- 34 Kerstin Griese wieder MdB
- 34 Trauer um Alt-Präsident Schober
- 35 Demenz unausweichlich?
- 36 ERF-Sendung gibt Hilfe
- 37 Ein weiterer Baustein
- 38 Nach Frust in neue Nischen gefunden
- 39 Hörbare Stimme in der Ökumene
- 40 Netzwerke beleben Stadtteile
- 40 Fiktion und Realität
- 42 Gelungene Komposition

Hinweise und Mitteilungen

- 42 Für Sie gelesen
- 46 Spielplan
- 47 Impressum



**Andacht
von Pfarrer
Hartmut Bärend,
Berlin**



Gedanken zum Monatsspruch für November 2010

*Gott spricht Recht
im Streit der Völker,
er weist viele Nationen
zurecht.*

*Dann schmieden sie Pflugscharen
aus ihren Schwertern
und Winzermesser
aus ihren Lanzen.*

Jes. 2,4

Ja, wie wird das einmal sein, wenn das, was der Prophet Jesaja hier voraussagt, voll eintrifft! Wie werden wir uns dann die Augen reiben und voller Freude und Staunen sein, wenn wir entdecken, dass das wirklich geht, dass die Völker beieinander sind, ohne dass neuer Krieg und Streit entsteht. Wie wird das sein, wenn Gott für alle sichtbar und einsehbar Recht spricht und die Völker zum Frieden ruft.

Denn für heute kann das ja wirklich niemand sagen, dass sich das schon vollziehen würde.

Heute sind wir noch nicht da, wo Jesaja die Welt sieht. Heute sind Krieg und Streit immer noch an der Tagesordnung. Wir Deutschen sind gebrannte Kinder und kennen die Schrecken des Krieges, der im 20. Jahrhundert grausam gewütet hat. Andere müssen es jetzt erfahren, was es heißt, Krieg zu führen, Menschen darüber zu verlieren und damit auch Haus und Hof, Hab und Gut. Irgendwo in der Welt ist immer Krieg, solange diese alte Welt noch besteht.

Nun hat aber Jesaja seine Ansage nicht gemacht, um die Menschen damals zu vertrösten. Ihm war wichtig, dass Gott heute schon größer ist als unser kleiner Blickwinkel. Er wollte, dass heute schon erkannt und umgesetzt wird, was sich einmal für alle vollziehen wird. Er wollte nicht nur Trost im Blick auf ein besseres Jenseits; er wollte eine neue Sicht des Diesseits. Biblische Prophezeiungen haben immer auch mit der Gegenwart zu tun, und nicht nur mit der Zukunft. Diese Zukunft wird es geben, will der Prophet sagen. Aber sie will heute schon beginnen. Deshalb geht uns die Aussage des Jesaja unmittelbar an.

Das haben vor dreißig Jahren Christen in der ehemaligen DDR gut verstanden und die Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ ausgegeben, und das mitten in einer Welt, die fast nur vom kalten Krieg, von Abschreckung und Aufrüstung geprägt war. Sie wussten, dass sie mit diesem Aufruf zum Frieden quer zur Meinung des damaligen Regimes standen, denn dieses Regime wollte alles andere als eine Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten in Frieden und Freiheit. Sie haben Ausgrenzung und Störfeuer auf sich genommen, weil sie wussten, dass es Gott genau um diese Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ geht, und das nicht erst morgen und übermorgen. Sie haben versucht, dem Gebot Gottes mehr zu folgen als dem Blockdenken der Menschen.

Und was haben sie erreicht? Zunächst einmal eine große Aufmerksamkeit, mit viel Widerstand, aber mit viel mehr Zustimmung. Die Sehnsucht

nach Freiheit und Frieden wurde immer größer in der damaligen DDR und spiegelte sich dann in den so eindrücklichen Friedensgebeten, die von vielen Kirchen im ganzen Land angeboten wurden und immer mehr Menschen anzogen. Ich bin überzeugt davon, dass die Friedensbewegung, die damals unter der Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ entstand, wesentlich dazu beigetragen hat, dass wir in Deutschland neun Jahre später eine in dieser Form bisher einmalige friedliche Revolution erleben konnten, die zur Öffnung der Mauer und zur Wiedervereinigung unseres Volkes führte, und das alles ohne Blutvergießen, ohne Waffengewalt, ohne Krieg. So etwa muss es der Prophet Jesaja und auch der Prophet Micha, in dessen Reden sich die Losung „Schwerter zu Pflugscharen ebenfalls findet, gemeint haben. Was morgen einmal für alle sichtbar durch Gottes Eingreifen möglich werden wird, soll heute schon in kleinen Schritten beginnen. Die, die um Gottes Zukunftspläne wissen, sollen die Welt nicht lassen, wie sie ist. Sie werden nicht vorwegnehmen können, was Gott einmal schaffen wird. Aber der Schein der neuen Welt Gottes soll auch schon in unsere so unheile Welt hineinleuchten.

Und das macht uns selbst zu Menschen, die sich nach Frieden sehnen und zu Friedensstiftern werden. Immerhin hat ja Jesus in der Bergpredigt, ein für allemal gültig, das große Wort gesagt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen.“ (Matth 5,9) Und bei dem Völkerapostel Paulus heißt es: „Ist’s möglich, soviel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden.“ (Röm 12,18)

Was heißt das nun konkret für uns heute? Die Erinnerung an die Friedensbewegung in der DDR kann uns weiterhelfen: Damals waren es auch nur wenige, die damit anfangen. Aber sie haben sich nicht abschrecken lassen. Sie haben Schritte getan und dabei dem Gebet in all den Jahren großen Raum gegeben.

So können auch wir beten um den Frieden in unseren Familien, in der Berufswelt, unter den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen in

unserem Land, in der weiten Welt. Gerade wir Älteren haben ja mehr Zeit: Nehmen wir sie doch, um die Hände zu falten und der Verbitterung und Verhärtung zu wehren, im Kleinen wie im Großen. In unseren Familien bricht schnell aus oft geringfügigem Anlass Streit und Ärger auf; wir können durch unser Gebet dazu beitragen, dass der Geist des Friedens wieder Raum gewinnt. Und auch wenn wir die Verhältnisse in Afghanistan und im Irak, und auch zwischen Israelis und den Palästinensern durch unsere Taten nur wenig ändern können, so können wir doch regelmäßig für den Frieden dort beten. Ich bin sicher, dass diese Gebete mehr bewirken als die vielen Worte, die wir in der Zeitung lesen.

Aber wir können auch Zeichen setzen durch unser Handeln. Viele von uns kennen aus ihrem eigenen Leben den Geist der Verbitterung, oft über Generationen hinweg. Wir können diesem Geist wehren, indem wir auf Menschen zugehen, die wir vielleicht schon lange gemieden haben. Und gerade wir Älteren können dazu helfen, dass Frieden in unseren Familien herrscht. Wir können als Evangelisches Seniorenwerk aber auch im Diakonischen Werk der EKD unsere Stimme erheben und zum Frieden zwischen den Generationen rufen, wo wir ihn in Gefahr sehen. Und wir können auch persönlich durch Leserbriefe und Kontaktnahme mit Abgeordneten unserer Region auf die politische Entwicklung Einfluss nehmen.

Noch einmal: Gottes Zukunft ist das eine. Da liegt eine wunderbare Verheißung; da können wir uns jetzt schon vortreuen. Aber die Gegenwart ist das andere. Da haben wir den großen Auftrag, heute schon dem Frieden zu dienen. Was für eine großartige Herausforderung für uns persönlich und für das Evangelische Seniorenwerk in Deutschland.

Erinnertes Leben

Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Dem verehrten Binger Studienrat Franz Ott zum Gedenken

Nichts in der vom Menschen erfahrbaren Welt ist im Voraus festgelegt. Aber es werden irgendwann bleibende Tatsachen geschaffen, Gebäude zum Beispiel. Gar Riesenbauwerke. Aber ausnahmslos jedes von ihnen, ob der Eiffelturm, die Golden Gate Bridge oder im Altertum der Turm zu Babel: Im Grunde konnten alle ganz anders gebaut worden sein und hätten auch einen anderen bestimmten Namen erhalten. Das betrifft alle Technik.

Es reicht dies uneingeschränkt auch ins gesamte geistige Schaffen des Menschen hinein. Nichts, was Menschen hervorbringen, muss gefallen oder verehrt werden. Man unterscheidet sehr wohl das Außerordentliche vom Trivialen. So sind wir bekanntlich mit vielen überflüssigen Werken „gesegnet“. Aber ob gelungen oder missraten, keines davon ist göttlich. Das bleibt einzig das Prädikat der Natur und ihrer Wunder. Sie hüten ihr Geheimnis. Der Mensch, auch er Natur, dazu das gottesebenbildlich geschaffene Wesen, das „Wissenschaft und Kunst besitzt“ und nach Goethe dadurch auch Religion hat, ist sich selbst ebenso staunenswert. Er ist es allem Wissen der Evolutionstheoretiker und Genforscher zum Trotz bis heute geblieben. Es gilt fort, was der Dichter und Philosoph Friedrich von Hardenberg (Novalis) den „Geheimnisstand des Menschen“ genannt hat.

Kein Mensch vermag über das Kopieren und das eben noch verstehende Nachvollziehen von Strukturen und Prozessen der Naturdinge hinaus zum erklärenden Urgrund zu gelangen. Wir können uns noch so schlau dünken und sind ja auch, man denke nur an die intellektuellen Höchstleistungen der Mathematik und theoretischen Physik, bemerkenswert gebildet, aber wir kommen für die Dauer unseres irdischen Daseins

niemals aus der begrenzenden Bestimmung heraus, im Geheimnisstand alles Kreatürlichen befangen zu sein. Erst recht geht uns jede Fähigkeit ab, uns vorzustellen, wie wir jenseits dieser Grenze aussehen. Es ist, mit Kant zu sprechen, der „gestirnte Himmel über mir“, der mich, so ich alt und weise genug geworden bin, gelassen sein lässt. Wer der unendlich vielen Wunder nicht ansichtig wird, weil er sich im dümmlichen Bewusstsein seiner Gottgleichheit suhlt, dem wird nicht zu helfen sein. Wir könnten zweihundert Jahre leben und hätten nur immer noch mehr Gründe, die Geheimnisse der Welt zu bestaunen. Die Wunder sind ewig.

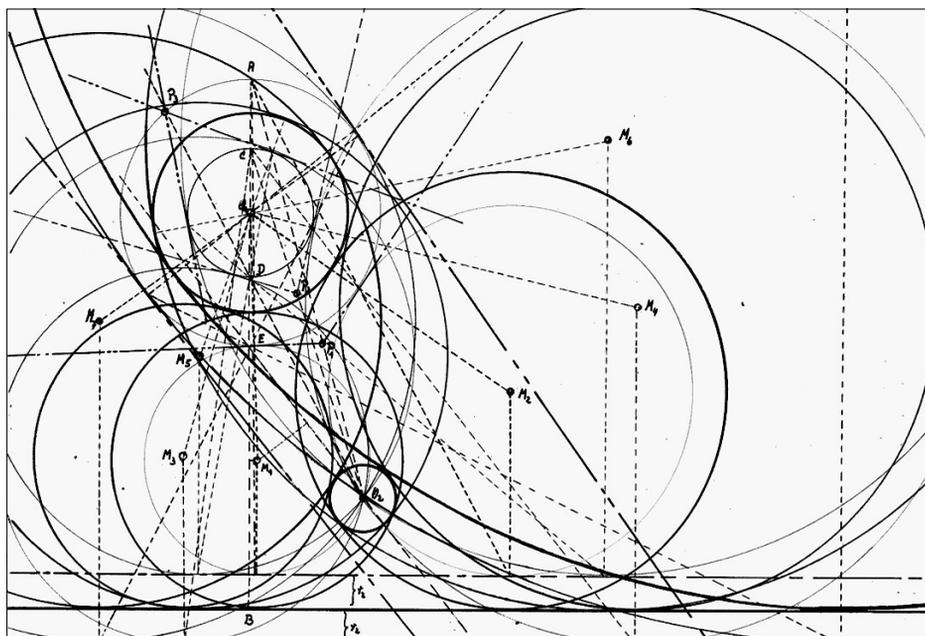
Darin bin ich Kind geblieben. Wohl war auch ich jahrelang unter all den vielen ‚Weisheiten‘ begraben, von denen ich seit nun geraumer Zeit weiß, dass sie Pseudoweisheiten und damit Bildungsmüll gewesen sind. Es mag einen entschuldigen, dass der gesellschaftliche Wettkampf einen allein schon physisch überfordert hat. Man lebte gedankenlos und tat das Nächstliegende. Heute bin ich mir gewiss wie unausweichlich notwendig es ist, sich vom Ballast überflüssiger Erwachsenenheit zu befreien, damit das Kind in mir wieder atmen kann. Es sind Sternstunden, wenn es gelingt, bei der Betrachtung einer Pflanze, dahinziehender Wolken, vom Wind bewegter Äste, äsender Tiere, des nächtlichen Firmamentes wieder die frühen prickelnden Empfindungen zu spüren. Man ist einer Zauberwelt teilhaftig. Nicht das geringste Wesen wären wir imstande, zu erschaffen. Nicht einmal ein Mineral. Gar nichts. Ganz begrenzt ist dem Menschen eben möglich, aus Dingen, die er als schon Daseiende vorfindet, ein anderes Ding zu machen. Niemals jedoch Leben aus Nichtleben.

Hier taucht eine Erinnerung auf, die auf mein etwa zehntes Lebensjahr zurückgeht. Ich wurde an einem Samstagnachmittag bei noch hellem Sonnenschein in unserer großen Küche in einer Wanne aus Zink gebadet. Mein Blick war auf die Lehmgrube gerichtet, die sich hinter der Ziegelei am gegenüber liegenden Berghang befand. Plötzlich sah ich mit laut heulendem Geräusch trudelnd ein Flugzeug dort abstürzen. Dahinter war ein weißer Schirm mit einem Knäuel daran zu

sehen. Kurz darauf hörte man einen dumpfen Schlag. Ein deutscher Jagdbomber war abgeschossen worden. Meine Mutter schrie laut auf, Oh je! Sie spendete eine Geborgenheit, die ich gar nicht brauchte. Kein Gedanke an den Krieg, an den vorangegangenen Luftkampf oder gar den Tod. Ich empfand es irgendwie gerecht und tröstlich, dass sich in diesem Absturz (als etwas sehr Einprägsamem) die Zuverlässigkeit der Naturgesetze bewahrt hatte. Es war zumindest keine Angst dabei. In allem, was um mich herum geschah, glaubte ich damals das geheimnisvolle Weben des Naturgeistes zu spüren. Die meiste Zeit an den freien Nachmittagen, wenn die Schule um war, hatte ich im Kindheitsdorado jenes mustergültig modernen Reichserbhofes fünfzig Meter quer über die Straße verbracht. Dort in der Scheune und in den Ställen und, wenn ich mitfahren durfte, auf den Äckern, bei den Tieren und ihren menschlichen Betreuern war dieses Einsfühlen mit der Natur besonders intensiv. Ich lief neben den Pflug ziehenden Pferden oder Ochsen

der einen stimmigen Welt. Ihre Verschiedenheiten störten sich nicht.

Wenn dies auch erst mehrere Jahre danach den Charakter von Bewusstheit gewonnen hat, war es doch auch in den frühen Gymnasialjahren schon da. Dass ich nämlich nicht diese Kulturwelt der Schule, sondern weit mehr die Naturwelt ernst nahm. Ernst wie ein Kind etwas ernst nimmt. Es war mir das Wichtigere. Die Schule stellte Ansprüche, die ich im Grunde als selbstverständlich erlebte. Da gab es wie bei Spielen etwas zum Knobeln. Man fand die Lösung heraus und hatte sozusagen gewonnen. Oder es war einfach schön, etwas in eine gelungene Form zu bringen. Etwa so, wie mein Vater auf ganz großen Blättern, mit seinem geometrischen Gerät, dazu in Farbe, erstaunliche Formen zeichnete und beschriftete. Mir war nie in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, was Pferd und Ochse damit zu tun hätten oder nicht. In den höheren Schulklassen, gerade auch während der Nachkriegsphase mit dem abwesenden Vater,



Die Kreise des Apollonius. Zeichnung von Ludwig Spazier

her und war mit diesen eines Sinnes. Mir kam gar nicht die Frage: Was ist im Unterschied der Mensch? Und wenn ich abends noch für Augenblicke meinen Vater seinen Mathematikunterricht vorbereiten sah, verursachte dieses ganz andere Bild keine Zweifel. Alles zusammen fügte sich zu

kennzeichnete meine Stellung als Lernendem in einer höheren Lehranstalt in der anderthalb Eisenbahnstunden entfernten Kreisstadt, dass mir das Pennal kaum nennenswert etwas abforderte. Ich will nicht soweit gehen, das Gymnasium als eine ‚Schlafstätte‘ (was das der Gaunersprache entlehnte ‚Penne‘ ausdrückt) zu bezeichnen. Das wäre ungerecht und falsch. Immerhin begegnete ich dort meinem überhaupt wichtigsten Lehrer im Leben. Er war der einzige, dessen pädagogischer Eros dauerhaft haltbare Streben in meine geistige Selbstorganisation einzog. Sie waren in einer Weise unpräzise, dass

sie bis heute vorhalten.

In der Schule erfolgreich zu sein, hatte mir antreibenden Zuspruch und Ratschläge vom Hals gehalten. Der Lehrstoff hat mir verhältnismäßig wenig bedeutet. Ich las dafür Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“, Toynbees ge-

schichtstheoretische Schriften und Egon Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit“ und hörte übers Radio neue Musik von Arnold Schönberg, Paul Hindemith und Béla Bartók. Und mit diesen Geistesübungen hatte ich absolut nicht den unverfälschten Bezug zum zauberischen Geheimnisstand des Menschen und der Welt außerhalb verloren. Das hat sich im Gegenteil übers ganze Studium durchgehalten. Stets war mir deutlich, wie unendlich über aller Geistestätigkeit des eifrigsten Kopfarbeiters die Wunder der geschaffenen Natur und ihr längst nicht erforschtes Wie, erst recht niemals ergründbares Warum sich wölbten. Meine außerschulischen Interessen hatten meinen Mathematikervater besorgt gemacht. Bis heute danke ich ihm, dass er nicht interveniert hat. Ich bin eine gewisse unernste Distanz zum Fachlichen und danach zur Wissenschaft nie losgeworden. Darin erkenne ich den unschätzbaren Gewinn einer Naivität und großen inneren Freiheit. Vor allem weiß ich, wie sehr vor allem dieses ich meinem Vater danke. Und dabei das Wissen, du agierst wie ein Schachspieler, achtest möglichst penibel auf die jeweils angemessenen Züge und Reaktionen. Und es geht kein Riss durch dich selbst. So ist das geblieben. „Dasein heißt eine Rolle spielen“ (H. O. Burger, 1965). Ich kann sagen, dass sich in meinem Leben, solange ich mich besinnen kann, eine Einstellung durchgehalten hat, die in sehr frühen Jahren und in elementaren Kindheitserlebnissen wurzelt.

Es ist ein großes Glück, wenn es uns Menschen gelingt, einander die Tür ein Leben lang offen zu halten. Wir können uns darum bemühen. Aber garantieren können wir es nicht.

Tina Willms

Verantwortung vor dem Vergnügen

Neues Bild vom Alter im Sechsten Altenbericht

Eine Expertenkommission hat den Sechsten Altenbericht mit der Überschrift "Altersbilder in der Gesellschaft" übergeben. Er vermittelt ein neues Bild vom Alter.



Ältere engagieren sich und übernehmen Verantwortung
Foto: picture-alliance/ dpa

Die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Kristina Schröder, hat kürzlich den Sechsten Altenbericht entgegengenommen. Eine Sachverständigenkommission unter der Leitung von Prof. Dr. Andreas Kruse hat ihn erstellt.

Der Sechste Altenbericht steht unter der Überschrift "Altersbilder in der Gesellschaft". Er soll dazu beitragen, in der Gesellschaft ein modernes, realistisches und auf die Zukunft ausgerichtetes Altersbild zu verankern. Die Zukunftschancen in Deutschland hängen ganz wesentlich davon ab, wie die Fähigkeiten, Potenziale, Stärken und Erfahrungen der älteren Generation genutzt werden. Es gilt, Altersbilder zu entwickeln, die dazu beitragen, Alter auch als Chance zu begreifen.

Die Sachverständigenkommission zeigt auf, welche Altersbilder in den verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft bestehen und wie sich diese auf die Einbindung älterer Menschen in die Gesellschaft und auf die Beziehungen zwischen den Generationen auswirken. Der Bericht will so helfen, eine öffentliche Debatte zum Thema Altersbilder anzustoßen und die Diskussion mit fundierten Erkenntnissen und Empfehlungen zu begleiten.

Ältere engagieren sich

„Alter und Altern sind in der Öffentlichkeit oft mit Klischees besetzt“, sagte Bundesfamilienministerin Schröder. „Da gibt es das Vorurteil der vergnügungssüchtigen Alten, die auf Kosten der jüngeren Generationen materiellen Wohlstand genießen. Oder das Vorurteil, die Älteren seien als Pflegefälle eine Belastung für ihre Angehörigen und die Gesellschaft. Das führt dazu, dass wir übersehen, wie viel ältere Menschen sich engagieren und so Verantwortung für unsere Gesellschaft übernehmen“, folgerte die Bundesfamilienministerin, die zugleich Seniorenministerin ist.

Wie es weitergeht

Fachleute des Bundesfamilienministeriums werden nun die Stellungnahme der Bundesregierung zu dem Bericht erarbeiten. Nach der Resortabstimmung wird ihn das Bundeskabinett verabschieden und dem Bundestag zuleiten. Danach wird er voraussichtlich im kommenden Herbst komplett veröffentlicht werden.

In jeder Legislaturperiode Alter thematisiert

Die Altenberichterstattung geht zurück auf einen Beschluss des Deutschen Bundestages aus dem Jahr 1994. Er gibt der Bundesregierung auf, in jeder Legislaturperiode einen Bericht zur Lebenssituation von Seniorinnen und Senioren in Deutschland zu erstellen. Erarbeitet werden die Berichte von unabhängigen Sachverständigenkommissionen, die mit Expertinnen und Experten unterschiedlicher Fachrichtungen besetzt sind.

Bisherige Altenberichte

Bislang sind die folgenden fünf Altenberichte erschienen:

1993 der Erste Altenbericht zur Lebenssituation der älteren Generation in Deutschland, 1998 der Zweite Altenbericht mit dem Thema "Wohnen im Alter", 2001 der Dritte Altenbericht zur "Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Alter und Gesellschaft" (einschließlich der Entwicklung seit der Wiedervereinigung Deutschlands); 2002 folgte der Vierte Altenbericht zum Thema "Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen" und 2005 ging der Fünfte Altenbericht dem Thema nach "Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft: Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen!"

Idyll über dem Vulkan

Die Literaturwelt feiert

Wilhelm Raabes

100. Todestag

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Er gilt derzeit als einer der verkannten, großen deutschen Schriftsteller: Der vor 100 Jahren am 15. November 1910 verstorbene Niedersachse Wilhelm Raabe. Der eher autodidaktisch zu Autoren-Ruhm gelangte Raabe wusste selbst, dass seine frühen, um 1860 herum geschriebenen Romane „Chronik der Sperlingsgasse“ und „Der Hungerpastor“ seine ganz großen Würfe waren: Die dem Enddreißiger „im Erdenhaushalt am meisten mit zum Leben“ halfen, wie Raabe 1906 in seiner kleinen autobiografischen Skizze selbst bekannte. Er konnte mit den Honoraren seine restlichen Jahre mit Ehefrau und vier Töchtern in Stuttgart und Braunschweig als freier Schriftsteller verbringen.

„Für die Schriften meiner ersten Schaffensperio-

de habe ich ‚Leser‘ gefunden, für den Rest nur ‚Liebhaber‘, aber mit denen, wie ich meine, freilich das aller vornehmste Publikum, was das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat“, resümierte Raabe in seinen autobiografischen Zeilen weiter. Der „Rest“ waren immerhin noch gut 80 Romane, Erzählungen und Novellen des ungemein produktiven Schriftstellers, der übrigens auch als Aquarell-Maler hervor trat. Während Raabes sogenannte Stuttgarter Trilogie (mit „Der Hungerpastor“, „Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge“ und „Der Schüderump“) früher als seine bedeutsamsten Wer-

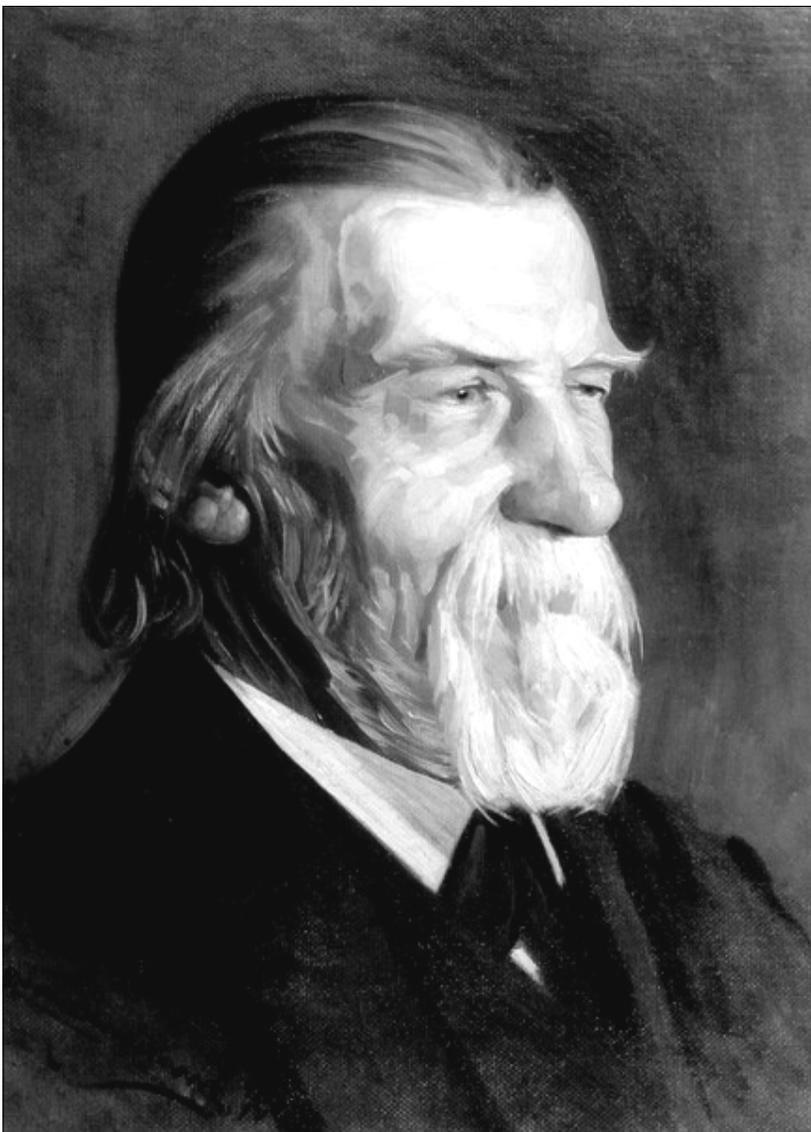
ke angesehen wurden, hat sich das Ansehen heute zu Romanen und Erzählungen wie „Stopfkuchen“, „Horacker“, „Hastenbeck“ und „Pfisters Mühle“ hin verschoben.

Kein Mittelmaß

Auch seinen unkonventionellen Werdegang ohne Abitur und geregeltes Studium kommentierte Raabe nicht ohne Humor: „Wie mich danach unseres Herrgotts Kanzlei, die brave Stadt Magdeburg, davor bewahrte, ein mittelmäßiger Jurist, Schulmeister, Arzt oder gar Pastor zu werden, halte ich für eine Fügung, für welche ich nicht

dankbar genug sein kann“. Raabes literarisches Gesamtwerk liegt einschließlich seines Briefwechsels in der von Karl Hoppe und Jost Schillemeit bei Vandenhoeck & Ruprecht heraus gegebenen, 25bändigen Braunschweiger Wilhelm-Raabe-Gesamtausgabe vor.

Der 1831 in Eschershausen im Weserbergland als Sohn eines Justizbeamten geborene Raabe steht als Vertreter des poetischen Realismus in der deutschen Erzähltradition von Wieland, Eichendorff, Stifter, Storm und Gottfried Keller. Seine Bildungs- Familien- und Sozial-Romane kreisen in meisterlicher Erzählkunst um das bürgerliche Deutschland des Vormärz und vor der Reichsgründung. Raabes minutiöser Erzählstil ist stets treffend, gewandt und glaubwürdig. Einzelheiten werden mit feuilletonistischem Witz liebevoll ausgebreitet. Sie werden, wie auch seine bis in die Antike zurückweisenden Zitate, teils als langatmig empfunden, sind aber sinnvoll in das Erzählganze eingeplant und durchaus fesselnd für diejenigen Leser, die sich darauf einlassen. Da ist Raabe dann oft humorig bis zum Kautzigen, aber jenseits seiner präzisen Sozialkritik auch von idyllischer Abgehobenheit.



Wilhelm Raabe, gemalt von Wilhelm Immenkamp

Der Zimmerherr

Nehmen wir als Beleg die Charakterisierung der

Figur des Untermieters (oder des seinerzeit so genannten „Zimmerherren“) im Roman „Der Hungerpastor“, die jedem heutigen Glossenschreiber Ehre machen würde. Er heißt bei Raabe „unser Herr“:

„Unser Herr! Die Betonung dieser beiden Worte unterliegt den verschiedenartigsten Abschattungen. Anders sprechen sie die Leute einer gewissen Partei aus, anders die Frommen, anders die Bedienten, anders die bedrängten Familien größerer Städte, die auf der Grenze zwischen ‚Kaum genug‘ und ‚Fast zu wenig‘ ihre pekuniären Umstände dadurch zu verbessern sich bemühen, dass sie einen heimatlosen Junggesellen anlocken, einfangen und ihm ein möbliertes oder unmöbliertes Zimmer ihrer Wohnung veraffermieten. ‚Unser Herr‘ ist jener Zugvogel, der, ohne ein eigenes Nest zu besitzen, kommt und unterkriecht, wo und wie es ihm seine Mittel erlauben, und der verschwindet, wie er gekommen ist, nur wenige und schlechte Spuren hinter sich lassend. Die bedrängte Familie wird diesem oft sehr unsoliden Vogel gegenüber eigentlich nur durch die Frau des kleinen Beamten und Handwerkers oder die Frau an und für sich, die ‚redliche Witwe‘, kurz und gut die ‚Madam‘ repräsentiert. Sie ist es, der die Folgerungen der Spekulation zufallen; sie ist es, die Unsern Herrn lobt, über ihn schimpft und ihn mit Klagen beim Bezirkspolizeileutnant bedroht. Sie ist es, die dafür sorgt, dass Unser Herr im Winter grad am Erfrieren vorbeirutscht; sie ist es, die seine Vorräte beaufsichtigt und sich mit demselben Recht seine Haushälterin nennt, mit welchem jene deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg, die Lothringen, Elsaß und so weiter und so weiter verjubilierten, sich ‚allezeit Mehrer des Reichs‘ nannten. Sie ist es endlich, die auf Verlangen an jedem Morgen jenes unergründbare Gebräu bereitet, welches Unser Herr unter dem Namen ‚Kaffee‘ am liebsten aus dem Fenster gösse.“

Umbrüche der Zeit

Die Umbrüche des 19. Jahrhunderts macht Raabe immer da deutlich, wo er die Zerstörung traditionaler Werte durch Spekulation, Industrialisierung, Verkehrswegebau, Kosmopolitismus und Naturschädigung schildert. Raabes Helden halten mit Ethos, Recht, Traditionsbewusstsein, Gläubigkeit, Heimatverbundenheit, Ehrlichkeit und Anstand dagegen. Sie mögen sich wie der „Hungerpastor“ in eine randständige, ärmlich-idyllische Ostsee-Pfarre retten: Raabes Helden sind mit ihrer Wahrhaftigkeit und ihrem Edelmut stets ein Menetekel für die Fortschrittsgläubigen.

Der persönlich religiöse Raabe mag mit seinen kleinbürgerlich-biedermeierlichen Genre-Bildern und mit seiner Gut-Böse-Konstruktion gewiss rückwärts gewandt erscheinen. Man taucht in seinen Romanen und Erzählungen über dem Fortschritts-Drängen nochmals tief in die Butzenscheibenwelt eines E.T.A. Hoffmann ein. Nennen wir noch die bis zum Verschrobene bildhafte, aber tief romantische Namensgebung der Romanfiguren, als da unter anderen wären: Die Base Schlotterbeck, Bürgerschul-Direktor Fackler, Armenschullehrer Silberlöffel, Konrektor Gnurrmann, Schulgehilfe Klopffleisch, Altgesell Bruseberger, Homiletiker Vogelsang, Ästhetik-Professor Blüthemüller und Armen-Advokat Siebenkäs.

Behaglich im Vergänglichem

So liegt eine gewisse Tragik über Raabe, die in signifikanter Weise kennzeichnend ist für das deutsche Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert: Einerseits zu wissen, dass die kleine, biedermeierliche Welt auf Dauer keinen Bestand haben wird, denn Minderheitenhaß und Kapital-Ausbeutung waren virulent vorhanden; sich aber andererseits doch in dieser gärenden Welt behaglich einzurichten. Wie es der autodidaktisch ohne Abitur und ohne geregeltes Studium durch Fleiß und schriftstellerisches Ingenium zu Autoren-Ruhm gelangte Raabe tat, der sich 1870 in Braunschweig als Mitglied des großbürgerlichen Stammtischs der „Kleiderseller“ in die lokalen Nobilitäten eingruppierte.

Die Peiniger des kleinen Moses

Ein Auszug aus Wilhelm Raabes Roman „Der Hungerpastor“

Als Wilhelm Raabe um 1860 seinen Roman „Der Hungerpastor“ schrieb, konnte er noch ein Abflauen des Antisemitismus erhoffen. Er lässt seinen Romanhelden Hans Unwirrsch im Jungentaler seinem jüdischen Altersgenossen Moses Freudenstein bei einer pogromartigen Verfolgung durch die Mitschülerschaft beim ersten Schneefall in der mitteldeutschen Kleinstadt der Jugendlichen beistehen. Lesen wir die minutiös geschilderte, dennoch packende Szene Raabes aus seinem Erfolgsroman, die zugleich für Raabes zukunftsfrohe Einstellungen den Verwerfungen seiner Zeit gegenüber steht.

In jenen vergangenen Tagen herrschte vorzüglich in kleineren Städten und Ortschaften noch eine Missachtung der Juden, die man, so stark ausgeprägt, glücklicherweise heute nicht mehr findet. Die Alten wie die Jungen des Volkes Gottes hatten viel zudulden von ihren christlichen Nachbarn; unendlich langsam ist das alte, schauerliche „Hepphepp“, welches so unsägliches Unheil anrichtete, verklungen in der Welt. Vorzüglich waren die Kinder unter den Kindern elend dran, und der kleine, gelbe, kränkliche Moses führte gewiß kein angenehmes Dasein in der Kröppelstraße. Wenn er sich blicken ließ, fiel das junge, nichtsnutzige Volk auf ihn, wie das Gevögel auf den Aufstoß. Gestoßen, an den Haaren gezerrt, geschimpft und geschlagen bei jeder Gelegenheit, ließ er sich auch sowenig als möglich draußen blicken und führte eine dunkle, klägliche Existenz in der halbunterirdischen Wohnung seines Vaters.

An diesem Tage hatte ihn sein Unstern doch mitten unter seine Peiniger geführt; und man

hatte, wie gewöhnlich in solchen Ausnahmefällen, ihn in einen engen Kreis geschlossen. Was fiel dem Judenjungen ein, dass auch er den neuen Schnee sehen wollte? In der Mitte seiner Tyrannen stand Moses Freudenstein und reichte mit verhaltenen Tränen und seinem Jammerlächeln die Hand, in welche jeder junge Christ und Germane mit hellem Hohngeschrei hineinspie, in die Runde. Es gab wenige Leute in der Kröppelstraße, die nicht ihren Spaß an solcher infamen Quälerei gefunden hätten. Keiner von den Gaffern in den Haustüren trat dazwischen,



Titelblatt einer der frühen Ausgaben von Raabes Roman „Der Hungerpastor“

um der Erbärmlichkeit ein Ende zu machen. Man lachte, zuckte die Achseln und hetzte wohl gar noch ein wenig; es hatte eben wenig auf sich, wenn der schmutzige Judenjunge ein bisschen in seiner Menschenwürde gekränkt wurde. Hilfe und Rettung sollten für Moses Freudenstein von einer Seite kommen, von woher er sie nicht er-

wartet hatte. Hans Unwirrsch hatte bis zu dieser Stunde auch hier mit den Wölfen geheult, und was die anderen taten, hatte er leichtsinnig, ohne Erbarmen und ohne Überlegung ebenfalls getan. Jetzt kam die Reihe an ihn, in die offene Hand des heulenden Judenknaben zu speien, und wie ein Blitz durchzuckte es ihn, dass da eben eine große Niederträchtigkeit und Feigheit ausgeübt werde. Es war ihm, als blicke das bleiche Gesicht des Lehrers Silberlöffel, der gestern begraben worden war, ernst und traurig über die Köpfe und Schultern der Buben in den Kreis. Hans spie nicht in die Hand des Moses! Erschlug sie weg und streckte seine Faust den Kameraden entgegen. Wild schrie er, man solle den Moses zufrieden lassen, er Hans Jakob leide es nicht, dass man ihm ferner Leid antue. Die Faust fiel auf die erste Nase, die sich frech näher drängte. Blut floß ein verwickelter Knäuel! Püffe, Knüffe, Fußtritte, Wehgeheul! Wutgebrüll! Sausende Schneebälle, zerrissene Kappen und Jacken! Exaltierteste Aufregung des pensionierten Stadtbüttels! Elektrisches Erzittern des spanischen Rohres an der Wand! Übereinander und Durcheinander! Untereinander und Zwischeneinander! Hernieder in den Laden des Trödlers Samuel Freudenstein rollten Moses und Hans, schwindlig. Erschlagen, mit blutenden Mäulern und geschwollenen Augen. Auch Moses Freudenstein hatte zum ersten Mal in seinem Leben einen Schlag gegen seine Peiniger zu führen gewagt. Es war eine glorreiche Stunde, und ihr Einfluß auf das Leben von Hans Unwirrsch war unberechenbar im Guten wie im Bösen.

Der Reichtum der Erde dient der Erhaltung des Lebens, nicht seiner Vernichtung.

Reinhard Ellsel

Den Tod heran nahen lassen

Stellungnahme der EKD zum BGH-Urteil zur Sterbehilfe

Als Stärkung des Patientenwillens und größere Rechtssicherheit für Ärzte und Angehörige von final Kranken hat die Evangelische Kirche in Deutschland EKD das Urteil des Bundesgerichtshofs BGH vom 25.6.2010 zur möglichen Beendigung von Zwangsernährung begrüßt. Die EKD-Stellungnahme hierzu hat nachfolgenden Wortlaut:

„Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) begrüßt, dass durch das heutige Urteil des Bundesgerichtshofes (BGH) das Recht des Patienten auf die Umsetzung seines Willens gestärkt wird. Zugleich trägt diese Entscheidung zu einer größeren Rechtssicherheit bei Ärzten, Pflegepersonal und Angehörigen bei.

Der Abbruch lebenserhaltender Behandlung ist künftig nicht mehr strafbar, wenn ein Patient dies in einer Patientenverfügung festgelegt hat. Dabei ist zwar das Unterbrechen der künstlichen Ernährung (im vorliegenden Fall das Durchschneiden des Schlauches) rein äußerlich betrachtet ein aktives Tun. Es beendet aber eine Behandlung gegen den Patientenwillen und stellt dadurch einen Zustand her, der dem ‚natürlichen‘ Sterben eines Menschen entspricht. Der BGH hat klargestellt, dass dies keine aktive Tötungshandlung darstellt, sondern eine zulässige Hilfe zum Sterbenlassen, da der Patient letztlich nicht an der fehlenden Ernährung, sondern an seiner Krankheit stirbt, zu der in der Endphase die Unmöglichkeit der natürlichen Nahrungsaufnahme gehört.

Nach Auffassung der christlichen Ethik gibt es keine Verpflichtung des Menschen zur Lebensverlängerung um jeden Preis und auch kein ethisches Gebot, die therapeutischen Möglichkeiten der Medizin bis zum Letzten auszuschöpfen.

Einen Menschen sterben lassen ist bei vorher verfügbarem Patientenwillen nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten. Zur Endlichkeit des Lebens gehört auch, dass man das Herannahen des Todes zulässt, wenn seine Zeit gekommen ist.

Demgegenüber ist und bleibt die gezielte Tötung eines Menschen in der letzten Lebensphase aus christlicher Sicht ethisch nicht vertretbar, auch wenn sie auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin erfolgt. Gesetzliche Regelungen und gesellschaftliche Konventionen, die der Tötung auf Verlangen oder der Beihilfe zur Selbsttötung den Weg ebnet, sind ein Irrweg, den die christlichen Kirchen entschieden ablehnen. Sie werden sich auch in Zukunft dafür einsetzen, dass an den bestehenden gesetzlichen Regelungen zur Tötung auf Verlangen festgehalten wird und keine Lockerung erfolgt.“ Siehe auch unseren Beitrag „Heimgehen in Ruhe: Pflege im Konflikt zwischen Würde und Ökonomie“.

Kein Stopp von Altenhilfe und Notbekämpfung Kerstin Griese: Kürzungspläne für Städtebauförderung sind inakzeptabel

Angesichts zunehmender sozialer Ungleichheit und großer sozialer Probleme in den Städten und Gemeinden hält die Diakonie die aktuellen Kürzungspläne von Stadtentwicklungsminister Peter Ramsauer für völlig inakzeptabel. "Eine Halbierung der Städtebauförderung von 610 Millionen Euro auf 305 Millionen Euro im nächsten Jahr gefährdet viele hoffnungsvolle Projekte. Außerdem werden die Kommunen auch an dieser Stelle mit den Herausforderungen von Armut und Ausgrenzung allein gelassen", sagte Kerstin Griese, Vorstand Sozialpolitik im Diakonischen Werk der EKD.

Diakonie und Kirche setzten sich gemeinsam in vielen kreativen und überaus erfolgreichen gemeinwesenorientierten Projekten für eine gerechte Teilhabe aller Menschen an den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Prozessen in der Gesellschaft ein, erklärt Griese. Erfolge habe man gerade im Rahmen des Stadtentwicklungsprogramms "Soziale Stadt" erzielen können.

"Haushaltskonsolidierung und Sparmaßnahmen sind sicherlich notwendig. Sie dürfen aber nicht zu Lasten sozial Benachteiligter gehen. Die politischen und auch die haushaltspolitischen Weichen müssen so gestellt werden, dass sie zur Stärkung einer gerechten und solidarischen Gesellschaft beitragen", betont Griese beim Tag des kirchlichen Netzwerks im Rahmen der Fokuswoche gegen Armut und soziale Ausgrenzung.

Engagement vor Ort nicht abwürgen

Kirchengemeinden, evangelische Einrichtungen und diakonische Dienste engagieren sich vor Ort gemeinsam für die Menschen. Kindertageseinrichtungen und Beratungsstellen werden zu Familienzentren. Mehrgenerationenhäuser arbeiten mit Pflegediensten und Besuchsdiensten zusammen. Insbesondere in benachteiligten Stadtteilen geht es Kirche und Diakonie darum, Menschen in Not zu helfen und Armut zu lindern, Ursachen von Armut zu benennen und auch präventiv zu wirken.

Die Diakonie fördert und begleitet diese Initiativen und unterstützt sie in ihrer sozialpolitischen Weiterentwicklung, um Armut auch strukturell vorzubeugen.

Monatsspruch Oktober:

Siehe, ich habe vor dir eine Tür aufgetan und niemand kann sie zuschließen.

Offenbarung 3,8

Altersarmut in Sicht **Sparbeschlüsse beschweren** **Langzeitarbeitslose**

"Die Sparbeschlüsse der Bundesregierung belasten die sozial Schwächsten im Übermaß", kritisiert Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik. Nach den Plänen der Bundesregierung sollen fast die Hälfte der insgesamt elf Milliarden Euro, die 2011 eingespart werden sollen, aus dem Sozialbereich kommen. "Wer den Rotstift bei Familien und Erwerbslosen ansetzt, die jetzt schon nicht mit ihrem Einkommen auskommen, verbaut Wege aus der Armut."

"Angesichts von drei Millionen armen Kindern und Jugendlichen in Deutschland, ist es äußerst problematisch, Familien im Hartz-IV-Bezug das Elterngeld komplett zu streichen. Junge Familien, insbesondere Alleinerziehende, sind überproportional von Armut bedroht. Diese wird nun ausgerechnet in der Babyphase verschärft, in der kaum Betreuungsangebote zur Unterstützung bei der Arbeitsaufnahme vorhanden sind", sagte Kottnik in Berlin.

Beitragsentzug motiviert nicht

"Ob die Abschaffung des Rentenversicherungsbeitrages für ALG II-Empfänger in Höhe von 40 Euro monatlich den Anreiz zur Arbeitsaufnahme stärkt, wage ich zu bezweifeln", betont Kottnik. "Auf jeden Fall steuern wir damit auf eine neue Altersarmut zu."

Genauso falsch sind arbeitsmarktpolitische Maßnahmen wie Weiterbildung und Beschäftigungsförderung nach Kassenlage. "Wenn die Pflichtleistungen für Arbeitslose in Ermessungsleistungen umgewandelt werden, wird das Fördern weiter in den Hintergrund treten", befürchtet Kottnik.

"Langzeitarbeitslose brauchen aber gezielte Unterstützung, um nicht dauerhaft vom Arbeits-

markt ausgeschlossen zu bleiben. Gerade in einer Wirtschaftskrise muss aktive Arbeitsmarktpolitik betrieben werden, um Wachstum wieder möglich zu machen."

Angesichts von Milliarden, die zur Unterstützung von Banken oder des Euros aufgebracht werden, sei es der Gesellschaft nicht mehr vermittelbar, warum die Hauptlast von notwendigen Einsparungen von den sozial Schwachen getragen werden soll. "Von einem ‚ausgewogenen, fairen, gerechten Sparpaket‘, wie es Vizekanzler Guido Westerwelle bezeichnete, kann man da nicht reden", bekräftigt Kottnik.

"Jetzt müssen die Verursacher, nicht die Leidtragenden der Krise, in die Pflicht genommen werden." Die Diakonie fordere daher die Bundesregierung auf, sich für eine Finanztransaktionssteuer nicht nur einzusetzen, sondern sie umzusetzen. Außerdem sollten die großen Vermögen und reiche Erben stärker herangezogen werden.

Zum zweiten Mal ungerecht **Pläne zur Gesundheitsreform** **benachteiligen Einkommens-** **schwache**

Nach Auffassung der Diakonie benachteiligen die neuen Pläne der Bundesregierung zur Gesundheitsreform Menschen mit niedrigem Einkommen. "Nach dem Sparpaket ist das die zweite sozial ungerechte Maßnahme der Bundesregierung", stellte Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik in Berlin fest.

Geplant ist, die Krankenkassenbeiträge um 0,6 Prozent auf 15,5 Prozent anzuheben. Der Arbeitgeberbeitrag von 7,3 Prozent soll dann eingefroren werden. Zusätzlich soll die gesetzliche Begrenzung der Zusatzbeiträge zur Gesetzlichen Krankenkasse aufgehoben werden. Ein Sozialausgleich setzt nun erst ein, wenn der durch-

schnittliche Zusatzbeitrag mehr als zwei Prozent des Bruttoeinkommens übersteigt. Bisher war der Zusatzbeitrag auf ein Prozent des Bruttoeinkommens begrenzt.

Kottnik erinnerte daran, dass die Krankenkassenmitglieder nun neben einem höheren allgemeinen Beitrag und unbegrenzten Zusatzbeiträgen auch noch Zuzahlungen bis zur Höhe von zwei Prozent des Bruttoeinkommens leisten müssten. Hinzu kommen Ausgaben für Arzneimittel und Brillen. "Das ist für viele Menschen mit niedrigen Löhnen oder Renten nicht tragbar", erklärte Kottnik.

Nach Ansicht der Diakonie müssen die Ausgabenlasten des Gesundheitswesens auf mehr und auf breitere Schultern verteilt werden. "Der aktuelle Vorschlag der Bundesregierung geht die entgegen gesetzte Richtung", kritisierte Kottnik. Die Versicherten müssten nun alle weiteren Ausgabensteigerungen im Gesundheitswesen allein tragen. Der geplante Sozialausgleich setze zu spät ein und sei hochkompliziert.

Das Defizit in der Gesetzlichen Krankenversicherung, das im Wesentlichen durch höhere Arzthonorare und Arzneimittelausgaben entstanden sei, dürfe nicht allein von den Menschen mit niedrigem bis mittlerem Einkommen ausgeglichen werden. "Eine solidarische Krankenversicherung ist für das Vertrauen in Staat und Gesellschaft sehr wichtig", betonte Kottnik.

Nur nichts wegwerfen Das Messie-Syndrom ist nicht nur ein Altersphänomen

Die Angst mag uns quälen, dass unsere Lieben dereinst nach unserem Tod unseren gesamten Haushalt „ausmisten“ müssen. Darin steckt ein Negativ-Urteil: Wir sammeln wohl zuviel Überflüssiges und Unnützes an. Wohl dem, der rechtzeitig ausgesondert und abgegeben hat!

Vielleicht hat uns ja ein voriger Umzug in eine kleinere Wohnung oder in einen Altersruhesitz dazu verholfen, Entbehrliches wegzugeben. Das Gegenteil ist das „Vermüllen“ oder das „Zumüllen“ im Alter. Man kriecht ängstlich zwischen Gestapeltem umher, damit das Aufgetürmte ja nicht zusammen bricht. Man macht sich dünn wie in einer Felsspalte, damit die aufgeschichteten Gegenstände nicht herunter gleiten, die aufeinander gelegte Kleidung nicht ins Rutschen gerät. Wenn der Heizungsableser kommt, wird man hektisch.



Aufräumen? Leichter gesagt als getan, wenn man Messie ist. Ohne Hilfe geht gar nichts.

Foto: plainpicture

Dieses Vermüllungs-Syndrom ist aber beileibe nicht nur ein Altersphänomen. Dennoch gibt es für das übermäßige Sammeln im Alter auch altersbedingte Erklärungen. Die heute alten Menschen haben in ihren jungen Jahren bittere Notzeiten erlebt. Da hat man alles aufgehoben, was noch funktionierte, aus Angst man bekäme es später nicht mehr. Ob Marmeladengläser, Pappkartons, Darmeinlauf-Spüler, Kurbel-Kaffeemühlen, Joghurtbecher, Wollschals, Fahrradventile oder Aufzieh-Taschenuhren. Wir können ein ganzes Sammelsurium über Gehortetes aufschreiben.

Zudem haben alte Menschen ein langes Leben hinter sich und wollen Erreichtes und Erlebtes bewahren. So heben viele alte Pensionäre die Fachzeitschriften aus ihrem früheren Beruf auf wie Architekturzeitschriften, Ärztemagazine,

Juristenzeitungen oder Pfarrerblätter. Da können gerne 50 Jahrgänge mit mehreren hundert Heften zusammen kommen. Oder die Erinnerungen an Hobbys und Erlebtes türmen sich auf wie Theaterprogramme, Sportzeitschriften, Reiseprosperkte, Kochbücher, Bierdeckel oder Modejournale. Vielleicht will man ja noch einmal etwas über „Maria Stuart“, Emil Zatopek oder die Zubereitung von Topfenknödel nachsehen. Und die jüngeren Familienmitglieder könnten sich ja für das eine oder andere einmal interessieren, entschuldigt man seine Sammelwut.

Erfolgreiche Chaotiker

Solche übertriebene Sammelleidenschaft belastet nicht nur alte Menschen. Jüngere Menschen sind davon genauso betroffen. Jüngst hat sich für diese „Müllis“ der Begriff „Messie“ bis in die psychologische Forschung durchgesetzt. Der therapeutische Begriff des Messie kommt vom englischen Wort „mess“ für Chaos, Schmutz und Unordnung. Man schätzt, dass bis zu zwei Millionen Menschen in Deutschland ihren Haushalt wegen chaotischer Zumüllung nicht mehr in Ordnung halten können. Dabei handelt es sich gerade nicht um überwiegend sozial Schache, aus existentieller Not zu „Mietnomaden“ werdende Unterprivilegierte des Prekariats. Unter Messies befinden sich überdurchschnittlich viele beruflich Erfolgreiche und auch Akademiker.

Und hier setzt auch die psychologische Ursachenforschung für das Messie-Syndrom an. Messies sind Perfektionisten, die alles können und „an sich reißen“ wollen. Sie leiden unter der Angst, ihren eigenen und fremden Ansprüchen nicht zu genügen. Ihr Über-Ich ist stark ausgeprägt. Es finden sich Zusammenhänge zwischen frühkindlichen emotionalen Mangelsituationen (Ausfälle von Elternpersonen, Lieblosigkeit, Zuwendungsmangel) und dem späteren Anhäufen von Objekten. Durch diese ersetzen sie die durchlittene fehlende Wärme, gleichen Verluste aus, kompensieren emotionale Defizite. Die Ersatzobjekte dürfen ihnen mithin nicht verloren gehen. Wenn durch die Unordnung die Partnerschaft zerbricht, entsteht ein Teufelskreis: Wieder muss ein Verlust „ersetzt“ werden.

Andere Forscher führen für das Messie-Syndrom aber auch neurobiologische Hirnschäden ins Feld mit Anomalien bei den vorderen Gehirnlappen der präfrontalen Cortex. Ob nun das eine mit dem anderen zusammen hängt, kindliche emotionale Entbehrungen also die Hirnveränderungen hervor rufen, weiß man noch nicht.

Selbsthilfe und Therapie

Auf jeden Fall hilft gegen das Messie-Syndrom nur eine nachhaltige Persönlichkeitsveränderung. Wenn andere dem Messie den Haushalt in Ordnung bringen, nutzt das wenig. Die Wohnung wird dann schnell wieder chaotisch werden. Die Messies müssen ihr Problem selbst in ihrem Kopf und ihrer Psyche lösen. Es gibt schon eine ganze Reihe von Selbsthilfegruppen, teils unter Führung „gewesener“ Messies. Therapeutisch wird von Psychologen mit tiefenpsychologischen Ansätzen und mit Verhaltenstherapie gearbeitet. Einerseits werden die emotionalen Mangelzustände von früher verarbeitet. Andererseits werden Verhaltensschritte trainiert: Nur etwas Neues kaufen, wenn dafür etwas Altes ausgesondert wird; auf Listen aufschreiben, was man wegwirft; jeden Morgen den Weg zur Dusche freigeräumt vorfinden; und den Heizungsableser problemlos seine Eintragungen machen lassen.

Muße, Ruhe, Genuss,
Gelassenheit,
Zufriedenheit, das sind
die göttlichen
Elemente des Lebens.
Das sind Gottes
Gaben.

Nyree Heckmann

Die Kraft des Lichts

Vier Andachten zur Deutschen Einheit mit einer Fortsetzungsgeschichte

von Gisela Stange und Kurt Witterstätter

Die Idee zur Andachten-Folge „Licht in unser Land“ zur Erinnerung an das Geschenk der Deutschen Einheit am 3. Oktober 1990, also vor zwanzig Jahren, besteht darin, jeweils mit entzündeten Kerzen die vierteilige Fortsetzungsgeschichte zur Wende von Katechetin Gisela Stange, je eine an vier Terminen, zu verlesen und in einen Spruch und ein Gebet einzubinden. Als Danklied mag dazu gesungen werden „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen...“.

Andacht Nr. 1: Die Kerzen werden entzündet

Eingangswort: Also lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen (Matthäus 5,16).

Lesung: Am Tag des Falls der Berliner Mauer und der Wende, dem 9. November 1989, feierten wir in unserem Hause mit westdeutschen und ostdeutschen Freunden das bei uns im Herbst übliche Schlachtfest. Gesprächsstoff über die Ost-West-Beziehungen war also genügend vorhanden. Der 9. November 1989 war für mich zunächst einmal ein ganz normaler Tag, voller Arbeit, aber auch voller Begegnung. Wir hatten Freunde eines unserer Söhne aus Dortmund zu Gast. Der junge Chemiefacharbeiter und der Pressereporter aus Dortmund und unser Sohn hatten sich bei einer Berliner Ost-West-Bibelwoche kennen gelernt. Aus zehn Tagen gemeinsamen Bibellesens war eine echte Freundschaft geworden. Wegen unserer seinerzeit geringen Einkünfte nutzten wir die Möglichkeiten, die unser großer

Garten zum Futterpflanzen bot, und mästeten jährlich ein Schwein und einen Bullen. Der alljährliche Haus-Schlacht-Tag war gleichzeitig ein familiärer Höhepunkt und ein Fest mit Gästen. Außer den Dortmunder Freunden war auch unser Pastor-Freund aus Kröpelin von der Ostsee mit seiner Frau gekommen. Auch dieses Ehepaar haben wir durch eine kirchliche Freizeit kennen und schätzen gelernt. Dort an der Ostsee hatten wir jedes Jahr mit unseren vier Kindern Urlaub machen können.

Neben der vielen Schlachtereiarbeit wurde auch viel über Politik geredet, und ich hatte beim Frühstück gerade die Eintrittserklärung in die CDU unterschrieben. Durch unsere Nachbarn und damaligen Freunde standen wir im Herbst 1989 schon seit einiger Zeit der CDU nahe, wollten uns aber wegen deren Abhängigkeit von der SED nicht binden. Nachdem ich erfuhr, dass Lothar de Maizière nun den Vorsitz übernommen hatte, schwanden meine Bedenken, denn er war mir als aufrechter, „richtiger“ Christ bekannt. Durch die Berichterstattungen von ARD und ZDF waren wir über die Unruhen in unsrem Teil Deutschlands informiert. Als ich im Oktober 1989 an einer Ost-West-Begegnung für Kindergottesdienst-Helfer teilnahm, war die Spannung in Berlin schon unheimlich spürbar. Jetzt hoffte ich auf echte Mitwirkung der CDU in der Politik und auf eine Reform unseres Staates zur Demokratie.

An eine Republikflucht hatte ich die ganzen Jahre über nämlich nie gedacht. Ich wollte meine Heimat nicht verlassen, jedenfalls nicht, um ein angenehmeres Leben zu bekommen. Ich hatte schon als Kind gelernt, mit wenig auszukommen und mit Demütigungen durch Atheisten zu leben.

Jetzt aber herrschte unter uns allen Aufbruchstimmung. Die Euphorie der Wende-Tage ließ mich die schwere Fleisch-Verwertungsarbeit gut von der Hand gehen. Dabei verfolgten wir die Nachrichten des West- und auch des Ost-Fernsehens und diskutierten mit unseren Freunden und Gästen. Ende November 1989 wurden dann

auch die thüringisch-niedersächsischen Grenzübergänge in unserer Nähe passierbar gemacht. Die Zwischenstücke der Straßen mussten ja erst wieder asphaltiert und die Grenzzäune entfernt werden.

So fuhren wir am ersten Advent mit unserem Trabi zu einem Adventsmarkt nach Osterode im Harz. Selbstverständlich hatten die Kirchengemeinden ihre Räume geöffnet und uns „Ossis“ zu Kaffee und Gesprächen eingeladen. Da ja Christen auch im Westen kritische Menschen sind, haben uns einige von ihnen auch auf die Gefahren des Kapitalismus aufmerksam gemacht, aber auch ihre große Dankbarkeit für die demokratische Ordnung in ganz Deutschland spüren lassen. Von diesen Eindrücken noch ganz benommen, hatte ich abends um 17 Uhr in Obergebra einen Familiengottesdienst zu halten.

Gebet zur Feier

„Licht in unser Land“

Allmächtiger Gott,
lieber himmlischer Vater,
Kerzen in ängstlichen
Händen haben einen
Weg erleuchtet,
der vermauert schien.

Dass das ohne Blutvergießen
möglich wurde,
ist dein großes Geschenk.

Lass uns das nicht vergessen,
wenn Sorgen des
Alltags graue Schleier
über das Leben werfen.
Lass die Dankbarkeit
für ein Leben in Freiheit
und Demokratie nicht
verschüttet werden von
der Last der Arbeitslosigkeit,
der sozialen Kälte
an manchen Orten.

Schenke uns allen
Verständnis füreinander
und löse gegenseitiges
Desinteresse auf in
Wertschätzung des jeweils
anderen Lebensweges.

Gebet von Carmen Jäger

Lied: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund
und Händen...“

Andacht Nr. 2: Die Kerzen werden entzündet

Eingangswort: Und er sprach zu ihnen: Zündet
man auch ein Licht an, dass man's unter einen
Scheffel oder unter einen Tisch setze? Mitnichten,
sondern dass man's auf einen Leuchter
setze. Denn es ist nichts verborgen, das nicht
offenbar werde, und ist nichts Heimliches, das
nicht hervor komme (Markus 4, 21-22).

Lesung: Nach gemeindepädagogischer Art hatte
ich zum Predigttext über „Jakobs Himmelsleiter“
eine Stehleiter im Altarraum aufgestellt und mit
Kerzen bestückt, die dann bei den Fürbitten
entzündet wurden. Der Tenor meiner Ausführungen
war, dass Gott dem Jakob, der wegen seiner
Schuld auf der Flucht war, im hellen Licht
erschien, also Licht in seine Dunkelheit brachte,
und Jakob so eine neue Lebensmöglichkeit anbot.

Über unserem Ort Obergebra hing seit 1952 eine
unausgesprochene Schuld. Zwei junge, regime-
kritische Männer waren am 30. April dieses Jahres
1952 bei einer Betriebsfeier mit einem
kommunistischen Arbeitskollegen unter Wirkung
von Alkohol in Streit geraten. Dabei war es auch
zu einer Schlägerei gekommen. Doch das hatte
die beiden nicht gehindert, weiter zu feiern. Als
der kommunistische Kollege wieder in den Saal
zurück kam, erlitt er einen Herzanfall. Ein weiterer
Arbeitskollege versuchte eine Reanimation, leider
aber vergeblich. Der Arzt stellte Tod durch Herz-
versagen fest. Gleich schrie jemand in den Saal
„Mord, das war Mord!“ Noch in der Nacht wurden
die beiden kritischen Kollegen von der Poli-

zei verhaftet. Die Witwe des Verstorbenen hatte die Todesnachricht nur mit den Worten kommentiert „Nu, hat er sich hingesoßen?“



Der Pariser Platz am von einer Mauer umgebenen Brandenburger Tor war während der deutschen Teilung menschenleer.

Foto: Witterstätter

Aufschlussreich ist das Zitat eines damaligen Zeitzeugen: „Die Beerdigung war entsprechend der Deutung des geschaffenen Ereignisses pompös vorbereitet worden. Die Parteien, Betriebe sowie die Institutionen des Kreises wurden zur Teilnahme verpflichtet. Schulkinder mussten Spalier stehen. So fiel die Abwesenheit der Ortsansässigen überhaupt nicht auf. Das ehemalige Kaiser-Wilhelm-II.-Denkmal, das bis dahin noch in Nordhausen auf der Promenade stand, wurde für Alfred Sobik umgewidmet, die-

ser wurde darauf als aufrechter und treuer Kämpfer für die Sache der Arbeiterklasse bezeichnet, der von Reaktionären ermordet worden sei. Bis zur Wende gab es alljährlich am 30. April hier Kranzniederlegungen.

Alle aber wussten, dass „der Fall Sobik“ ein tragisches Unglück, aber kein Mord war. Die beiden jungen Männer wurden gleich am 17. Mai 1952 in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und am 6. September 1952 in Dresden durch das Fallbeil hingerichtet. Alle lebten mit der Schuld des Schweigens weiter. Die Ehefrauen der Hingerichteten erhielten lediglich ein Schreiben, dass ihre Männer am 6. September 1952 „verstorben“ wären. Die eine der beiden Witwen floh in den Westen, die andere lebte mit ihren Kindern in bescheidenen Verhältnissen im Ort weiter.

In meinem Gottesdienstkonzept hatte ich eigentlich nicht vor, diesen „Fall Sobik“ zu erwähnen, sondern dachte an unsere jeweiligen eigenen Verfehlungen, in die Gottes Wort Licht bringen kann. Heute sage ich: Es war der Heilige Geist, der mich bewog, die Gottesdienstbesucher aufzufordern, die Kerzen von der Leiter zu nehmen und auf die Stufen des Dorfgemeinschaftshauses zu stellen zum Zeichen dafür, dass wir endlich Licht in die dunkle Vergangenheit des Ortes mit dem angeblichen „Mord“ bringen wollen. Da ich ja inzwischen Parteimitglied in der CDU war und einige Unionsfreunde anwesend waren, wurde ich von diesen gleich gebeten, doch so etwas wie Montagsdemos in unserem Ort zu organisieren, denn die Sobik-Geschichte war ja der Anlass gewesen, die CDU in unserem Ort zu verbieten, weil die beiden angeblichen Mörder und dann Hingerichteten CDU-Mitglieder gewesen waren. Daraufhin haben wir vom 4. Dezember 1989 bis zum 14. Mai 1990 jeden Montag beim Abendläuten zu stillen Demonstrationen eingeladen.

Ich habe dabei jedes Mal ein Bibelwort verlesen, in dem vom Licht Christi die Rede ist, das uns zur Wahrheitsfindung helfen kann, und ein ent-

sprechendes Gebet gesprochen. Zeitgleich hat ein ehemaliger Arbeitskollege beim Staatsanwalt in Nordhausen einen Antrag auf Aufhebung des Urteils vom 17. Mai 1952 und auf Rehabilitierung der beiden Hingerichteten gestellt.

Schluss: Mit Gebet wie nach Andacht Nr. 1 schließen und „Nun danket alle Gott...“ singen.

Andacht Nr. 3: Die Kerzen werden entzündet.

Eingangswort: Nur, wer seine Glaubensgeschwister liebt, lebt wirklich im Licht. Und im Licht gibt es nichts, wodurch jemand zu Fall kommen könnte (1. Johannes 2,10).

Lesung: Unsere Aktionen fanden Resonanz in der Öffentlichkeit, und als neue Wahlen anstanden, wurde ich gefragt, ob ich für die CDU kandidieren würde. Nachdem auch in unserem Ort die CDU die Wahlen gewonnen hatte, stellte sich die Frage nach einer geeigneten Person für das Amt des Bürgermeisters bzw. der Bürgermeisterin. Die Wahl fiel auf mich.

Ich nahm die Herausforderung an, Bürgermeisterin meiner Heimatgemeinde zu werden, nicht ahnend, was auf mich zukam. Mit der Personalabteilung des Konsistoriums in Magdeburg klärte ich (leider nur telefonisch), dass meine Rückkehr in den kirchlichen Dienst jederzeit möglich wäre. Meine örtlichen Vorgesetzten ließen mich mit einem weinenden und einem lachenden Auge auf den Bürgermeisterinnen-Posten ziehen. Alles war ungewiss. Auch bei der Kirche war vieles in einen Veränderungsprozess geraten. Meinen kirchenmusikalischen Dienst versah ich weiterhin - allerdings ehrenamtlich. Heute wird mir bewusst, dass ich dafür nicht einmal eine Aufwandsentschädigung bekommen habe. Die Kinder in unserem Dorf sammelte ich jetzt sonntags zum Kindergottesdienst und sporadisch organisierten Kolleginnen die Festtags-Höhepunkte.

Ich war also in der Kirchengemeinde genauso präsent wie in der Kommune. Hier erschloss sich

ein ganz neues Betätigungsfeld, das ich ohne die zwei Sekretärinnen, die schon zu DDR- Zeiten in der Verwaltung gearbeitet hatten, niemals bewältigt hätte. Fast alle Menschen waren jetzt total verunsichert. Die ersten Alt-Hauseigentümer kamen aus dem Westen und meldeten Ansprüche an. Meist waren es schon die Erben der ehemals Republik-Flüchtigen. Das „Modrow-Gesetz“ regelte dann den Erwerb der bisher genutzten Immobilien für einen ganz geringen Kaufpreis. Ich erlebte jetzt, wie die ehemaligen Genossen, die solche Grundstücke auf Grund ihrer Beziehungen bewohnten, jetzt zu Eigentümern wurden und musste die Kaufverträge auch noch unterschreiben!



Erinnerungen an die deutsche Teilung:
Sektorengrenze in Berlin vor 1989 Foto: Witterstätter

Bald wurde mir klar, dass nach den vier Jahren Bürgermeisteramt etwas Neues kommen musste. Hatte ich doch während eines vierwöchigen Aufenthaltes in Dinklage/Niedersachsen, zu dem mich die dortige CDU eingeladen hatte, westliche Verwaltungsstrukturen kennen gelernt. Hauptamtliche Bürgermeister für so kleine

Ortschaften, wie unser Obergebra eine solche war, gab es im Westen nicht mehr. Unsere damalige Kreis-Katechitin des inzwischen auch neu gegründeten Kirchenkreises Südharz ermöglichte es mir, die Lehrbefähigung für Schulen zu erlangen. Dafür nutze ich jede Gelegenheit, an westlichen Schulen zu hospitieren und Fortbildungen zu besuchen. Zeitgleich musste ich aber auch einen Lehrgang zum Verwaltungsfachwirt absolvieren. Diese vier Jahre waren die lernintensivsten Jahre meines Lebens.

Leider blieben mir auch negative Erfahrungen nicht erspart. Manche Entscheidung unserer CDU-Ortsparteigruppe konnte ich nicht akzeptieren, da oft zu Gunsten Einzelner und nicht zum Wohl der Allgemeinheit entschieden wurde. So entschloss ich mich, nach zwei Jahren Mitgliedschaft wieder aus der CDU auszutreten. Nun wurde ich von denen, die mich damals gleich nach der Wende motiviert hatten, das Amt anzunehmen, kritisiert und boykottiert. Trotzdem kandidierte ich 1994 wieder: Diesmal als Parteilose, für die niemand Wahlplakate klebte, und erlangte Stimmgleichheit mit dem SPD-Kandidaten. Heute frage ich mich, warum ich das tat. Ich denke, dass die Möglichkeit, mehr Geld zu verdienen, eine große Versuchung gewesen war, mich gegen meine innere Stimme zu entscheiden. Als die Stichwahl auf meinen bisherigen Stellvertreter fiel, war ich jedenfalls erleichtert.

Schluss: Mit Gebet wie nach Andacht Nr. 1 schließen und „Nun danket alle Gott...“ singen.

Andacht Nr. 4: Die Kerzen werden entzündet

Eingangswort: So wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander, und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünd. (1. Johannes 1,7)

Lesung: Endlich fand ich auch Gelegenheit, in unserer Region eine Pfadfindergruppe aufzubauen. Diese Idee beschäftigte mich seit dem Sommer 1990 in Dinklage. Diejenigen Stadträte

und Unionsfreunde, welche mir glaubwürdig erschienen, hatten mir von ihrer Kindheit bei den Pfadfindern erzählt. So beschäftigte ich mich mit der Geschichte dieser Bewegung und dem Bildungskonzept. Schon in Dinklage fasste ich den Entschluss, solche pfadfinderische Bildungsarbeit für die Jugend meiner Heimat zu leisten. Mit der Wende war ja schließlich auch das Freizeitangebot der Schulen weg gebrochen. Beim Kirchentag in Hamburg 1995 fielen mir die Pfadfinder noch einmal positiv auf. Ihr Einsatz als Helfer beeindruckte mich sehr. Ich überlegte, was wohl so viele junge Menschen motivierte, bei großer Hitze und rund um die Uhr solchen Dienst zu leisten, und ich spürte auch schon etwas von dem Gemeinschaftsgeist, der sie beseelte. Daraufhin suchte ich ihren Informationsstand auf und erfuhr dort, dass es in Neudietendorf schon einen VCP-Stamm der Christlichen Pfadfinder gab. Diese Gruppe half mir dann, Pfingsten 1996 auf dem Gelände unserer geschichtsträchtigen Burg Lohra das erste Lager anzubieten. Etwa 15 Kinder im Alter zwischen 10 und 12 Jahren waren mit Begeisterung dabei. 2006 haben wir dann unser zehnjähriges Jubiläum auf der gleichen Burg Lohra gefeiert. Auch gibt es immer wieder Kinder und Jugendliche, die durch diese Gruppe Zugang zur Kirche finden.

Nun, als Seniorin, habe ich die Leitung abgeben, aber begleite die Gruppe immer noch, und wir haben viel Freude miteinander. Der Seniorenkreis in Sollstedt, den ich jetzt auch leite, freut sich jedenfalls über die Kontakte zur Jugend und unterstützt die Gruppe auf ihre Weise mit Informationen bei den Enkelkindern und dem Sammeln von Altpapier, das die Pfadfinder für ihre Arbeit mit Fahrt und Lager verkaufen können. Bei pfadfinderischen Großveranstaltungen engagiere ich mich noch organisatorisch. Im Zelt schlafen werde ich nicht mehr. Doch für die Erinnerungen daran und an die bewegten zwanzig Jahre nach der Wende bin ich meinem Gott dankbar.

Schluss: Mit Gebet wie nach Andacht Nr. 1 schließen und „Nun danket alle Gott...“ singen.

Heimgehen in Ruhe

Pflege im Konflikt zwischen Würde und Ökonomie

von Professor Kurt Witterstätter, Speyer

Diskussionen um das Lebensende mit einem vermeintlich zu langen Sterbe-Lager, um die assistierte Selbsttötung und um das Abbrechen von Zwangsernährung Komatöser sind nach wie vor aktuell: Besonders auch nach dem Urteil des Bundesgerichtshofs zur Beachtlichkeit des Patientenwillens zur Einstellung infusiver Sonden-Zwangsernährung vom 25. Juni dieses Jahres. Nicht nur Ärzte, auch die Pflege sieht sich ethisch konfliktreichen Fragen ausgesetzt. Dies ist insbesondere in der Altenpflege der Fall, wo die Pflege ohne ständige Interaktion mit Ärzten (wie im Krankenhaus) in hoher Verantwortung steht. Die Entscheidungen der Pflegekräfte sind hier sehr bedeutsam und unterliegen ethischen Geboten.

Die Beachtung ethischer Grundsätze macht schon seit langem die Professionalisierung des Pflegeberufs (neben gesichertem Wissen und Autonomie) aus. Aufgaben der Pflege sind die Beratung, Begleitung, Versorgung und Bedürfnis-Erfüllung Kranker und Pflegebedürftiger bei Vorsorge, Krankheitsvermeidung, Heilung und Rehabilitation, die Linderung ihres Zustandes und die Aufrechterhaltung ihrer Würde in allen Stadien von Vorsorge, Behandlung, Gesundheit, Behinderung und Lebensbeendigung. In sechs Punkten soll die ethische Dimension dieser Aufgaben umrissen werden.

1. Die Autonomie des Patienten und Pflegebedürftigen: Sie ist ein hohes Gut. Sie wurde im erwähnten BGH-Urteil vom 25.6.2010 sogar noch bestärkt, welches dem zweifelsfreien Wunsch des Patienten auf Beendigung einer Sonden-Zwangsernährung stattgibt. Auch die Evangelische Kirche in Deutschland EKD hat dieses BGH-Urteil befürwortet (siehe unseren Beitrag „Den Tod heran nahen lassen“). Diese



Die Zuwendung zu Patienten und Pflegebedürftigen gebietet das Befolgen ethischer Standards. Foto: BBW Schwerin

Patienten-Autonomie kann aber in Konflikt geraten mit der Fürsorgepflicht der Pflegekräfte, die sich für das Wohl der Patienten und Pflegebedürftigen einzusetzen haben. Sie müssten die ihnen Anempfohlenen folglich vor Selbstschädigung bewahren. In einem aktuellen Beitrag zur „Ethik in der Pflege“ geht Peter Kolakowski in einem Interview mit dem Pflegewissenschafts-Professor Dr. Martin Wilhelm Schnell in der Zeitschrift „Pro Alter“ 1-2010 des Kuratoriums Deutsche Altershilfe KDA auf diesen Konflikt zwischen Selbstbestimmung und Fürsorge ein.

Es heißt im genannten Interview (Pro Alter 42. Jg., 1-2010, 38): „Es ist völlig klar, dass man gegen den Willen des pflegebedürftigen alten Menschen oder über ihn hinweg nicht entscheiden darf“, betont Ethiker Schnell. Andererseits haben die Heime einen Versorgungsauftrag. Und hier offenbart sich der strukturelle Konflikt. Auf der einen Seite Fürsorge, die gegeben werden muss, und auf der anderen Seite die Autonomie des Patienten. Es bestünde ein Konflikt zwischen Gerichtsurteilen, die die Autonomie des Patienten betonen, und den Notwendigkeiten des Versorgungsauftrages. Vielen sei dieser Konflikt aber nicht bewusst. Die oder der Pflegenden denkt sich, man könne den Menschen doch nicht verhungern lassen, wenn er nicht essen will. Auch Rauchen oder Bier konsumieren

essen will. Auch Rauchen oder Bier konsumieren ginge nicht, da müsse man eingreifen....Hier gilt es, die Grenzen der pflegerischen Verantwortung zu benennen.... Es geht darum, die Grenzen der Verantwortung anzuerkennen, auch zur Entlastung der Pflegenden selbst und darüber hinaus dann auch Problemlösungen im Einzelfall zu finden'.

Die Auslotung dieser Grenze zwischen zuzulassender Autonomie und zu praktizierender Verantwortlichkeit braucht aber im Pflegealltag Zeit, Überlegung, Aussprache mit Kollegen und Angehörigen, Team-Rückhalt, mithin also vor allem personaler und zeitlicher Ressourcen. Hierin besteht eine wichtige Voraussetzung für praktizierte Pflege-Ethik, die sich nicht selten mit einem tempobetonten Pflegealltag mit seinen ökonomischen Zwängen reibt.

2. Die Lebens-Biografie des Patienten und Pflegebedürftigen: Sie zu achten, entspricht der besonderen, individuellen Zuwendung seitens der Pflege. Sie kann den Pflege-Alltag sogar erleichtern, weil die Patienten und Pflegebedürftigen dadurch komplanter (mitwirkungsbereiter) werden. Zur Ethik der Pflege gehört es somit auch, der Individualität der Patienten und Pflegebedürftigen zu entsprechen. Zu fragen ist, welche Vorlieben, Präferenzen bezüglich körperlicher Nähe, bezüglich Abhängigkeit von anderen, also Zuwendungs- und Anlehnungswünsche (im Gegensatz zu Ungestörtheit), welche Suchtgewohnung (Rauchen, Alkohol, Medienkonsum), welchen Musikgeschmack die Patienten und Pflegebedürftigen haben. Diesen Wünschen ist nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Bei Zupflegenden mit Migrations-Hintergrund sind von der Mehrheitsgesellschaft abweichende Sitten, Normen und Gebräuche in Rechnung zu stellen.

3. Der Lebensweltbezug: Auf die Lebenswelt der Patienten und Pflegebedürftigen ist einzugehen. Dies ist besonders bei der häuslichen Pflege entscheidend. Pflegebedürftige und Pflegende bewegen sich in unterschiedlichen Lebenswelten und verschiedenartig strukturierten gesellschaftlichen Subsystemen. Die Beziehung

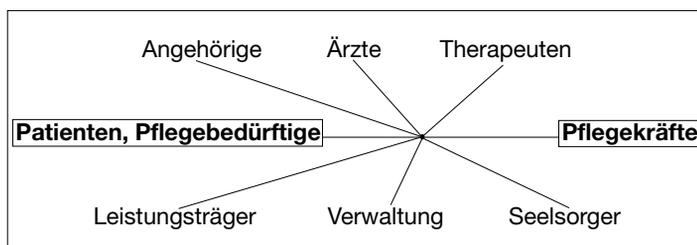
des Pflegebedürftigen zu seinen Angehörigen ist emotional und expressiv. Die Pflegenden dagegen kommen aus dem eher instrumentellen, rational geregelten Subsystem ihres Pflegedienstes. Die jeweiligen Sichten können vor allem, was den Ressourcen-Einsatz betrifft, divergieren. Hier sind Ausgleiche, Erläuterungen und Aushandlungen zu tätigen. Im Verknüpfungsmodell, in dem Angehörige mit agieren, ist dies noch stärker angezeigt als im Delegationsmodell, wo Angehörige nur als Beauftragende auf den Plan treten, bei der laufenden Pflege aber gar nicht zugegen sind (vgl. Witterstätter, Soziale Hilfen im Alter 2008, 148f.).

Im Krankenhaus erhalten muslimische Patienten erfahrungsgemäß häufigen und zahlreichen Krankenbesuch, worauf sich der Betrieb auf Station in besonderer Weise einzustellen hat, weil deutsche Patienten von nicht ebenso vielen Angehörigen und Freunden Besuch erhalten.

4. Konflikt zwischen Würde und Ökonomie: Die Autonomie, Individualität und Würde der Patienten und Pflegebedürftigen zu achten erfordert von der Pflege das Mobilisieren von Zeit, Konzepten, Aufmerksamkeit, Zuwendung und Absprache. Dies ist zweifelsohne aufwändiger als routinierte „Fließband-Pflege“. Welche ethischen Positionen bieten sich für die Lösung dieses Konflikts zwischen Würde und Ökonomie nun an? Nach Hans Ulrich Dallmann (Ethik der Pflege 2004, 311ff.) gibt es drei ethische Positionen:

Die deontologische Ethik als maximal einfordernde Ethik. Das Gebotene, das Nötige ist zu mobilisieren. Die moralischen und sittlichen Maßstäbe gelten als Ausfluss von kategorischer Vernunft gleichsam wie ein Naturgesetz und erfordern strikte Befolgung. Diese Position erscheint einleuchtend und unverrückbar, ist aber dennoch entsprechend der praktizierten Werte-Hierarchie nicht immer eindeutig. Siedele ich die Freiheit (des Patientenwillens) höher an als das Leben, muss ich etwa auf Zwangsernährung gegen den Patientenwillen verzichten. Setze ich die Priorität umgekehrt, also das Leben über die Freiheit, müsste ich zwangsernähren.

Die diskursive Ethik versucht, unterschiedliche Positionen durch Verständigung in einen Ausgleich zu bringen. Greifen wir extrem divergierende Interessenlagen beteiligter Akteure heraus: Der Arzt möchte einen moribunden Patienten nochmals um der Erkenntnisgewinnung für den wissenschaftlichen Fortschritt operieren. Die Krankenhausverwaltung befürwortet das ebenso, wenn sich eine lukrative Fallpauschale erzielen lässt. Die Pflege will dem Patienten beistehen und ihm seine Alltagssituation erleichtern. Die Angehörigen wollen für ihren lebensbedrohlich kranken Patienten alles zur Lebensrettung Förderliche getan haben. Die Seelsorge möchte ihm hingegen einen transzendentalen Horizont eröffnen. Möglicherweise wäre es für den Lebensend-Kranken am besten, wenn er friedlich heim gehen könnte anstelle nach einer nochmaligen, im Ergebnis fragwürdigen Operation sein Leben auf der Intensivstation zu beenden. Die unterschiedlichen Positionen sollten im gemeinsamen Gespräch ausgeglichen werden können.



Das Behandlungsgeflecht um Patienten und Pflegebedürftige gebietet ethische Teamabsprachen Skizze: Kurt Witterstätter

Die utilitaristische Ethik: Sie gebietet, bei einem Sterbenden nicht mehr allzu hohe Ressourcen zu mobilisieren, denn dieser sterbe ja doch. Diese Position hat beim Beistand für den Sterbenden keine Berechtigung. Wohl aber kann bei einer langen Pflegebedürftigkeitsdauer die Frage aufgeworfen werden, was der Einzelne vernünftigerweise von der Solidargemeinschaft erwarten darf. Hier kann es zwischen teurer, ambulanter Pflege und Heimversorgung durchaus Rivalität geben. Im erwähnten Interview-Artikel von Peter Kolakowski mit Prof. Dr. Schnell (Pro Alter 1-2010, 39) lesen wir hierzu: „Andererseits gibt es bestimmte Aspekte von Ethik, die mit Ökonomie zusammen diskutiert werden müssen, z.B.

immer dann, wenn es darum geht, dass Leistungen aus einer solidargemeinschaftlich finanzierten Gemeinschaft dem Einzelnen, der bedürftig ist, zugeteilt werden. Die Bereiche, die auf der Grenze zwischen Ethik und Ökonomie liegen, bedürfen, folgert Schnell, zukünftig einer viel stärkeren Beachtung“.

Im Ergebnis erscheint die deontologische Position einerseits zu starr und andererseits zu akzessorisch und abhängig von einer hinter ihr verborgenen Wertehierarchie. Die rein utilitaristische Position ist wegen ihrer ethischen Indifferenz ebenfalls abzulehnen. Bleibt am ehesten die diskursive Aushandlungs-Ethik. Sie erfordert aber von den Akteuren zeitliche und kommunikative Ressourcen und damit in den Einrichtungen Teamarbeit, in der häuslichen Pflege Meta-Kommunikation der Pflegenden mit den Zu-Pflegenden und Angehörigen. Das belastet die Pflege-Professionellen (und übrigen Berufsträger) zusätzlich. Deshalb sollen diese Überlegungen mit zwei Abschnitten zur Teamarbeit und zum Burnout schließen.

5. Teamarbeit: Sie ist überall da von Vorteil und sogar unabweisbar, wo Akteure mit lebensweltlich und professionsbezogen unterschiedlichen Positionen aufeinander treffen. Es gibt für das Praktizieren von Teamarbeit förderliche und hinderliche Umstände (Witterstätter: Soziologie der Pflege, 2004, 135).

Förderlich für den Einsatz von Teamarbeit sind:

- Gegenseitige Information der Team-Mitglieder mit Patienten- und Behandlungsdaten,
- gemeinsame Absprachen über Maßnahmen,
- genaue Wahrnehmung der Team-Partner untereinander,
- freimütiges Einbringen von Meinungen, auch wenn andere Meinungen kundgetan werden oder wurden,
- Zurückstellen von Selbstentfaltungswünschen,
- Zuverlässigkeit in Ausführung und Einhaltung der Teamabsprachen,
- prozesshafte Sicht des kooperativen Geschehens, in das man sich einzuordnen hat,

- Mitfällen und Mittragen der gemeinsamen Entscheidungen.

Einer erfolgreichen Teamarbeit stehen aber entgegen:

- eine nur an reibungslosen Abläufen orientierte Arbeit,
- ständige Fluktuation des am Patienten arbeitenden Personals,
- zuviel unausgebildetes Personal,
- Betonung der Statusunterschiede unter den am Patienten tätigen Mitarbeitern,
- hierarchische Strukturen,
- unabgeklärte Kompetenzen der einzelnen Mitarbeiter.

Die erwähnte Arbeit Kolakowskis im Interview mit Prof. Dr. Schnell hebt auch auf die institutionellen Voraussetzungen an Struktur und Ressourcen für die ethisch tragende Pflegearbeit ab (Pro Alter 1-2010, 38): „Der beste Wille von Altenpflegern, gute Arbeit leisten zu wollen, nütze natürlich nichts, wenn die finanziellen Ressourcen und Strukturen nicht gegeben seien, warnt Schnell. Wichtig ist aber auch: Wie arbeiten Menschen in der Altenpflege zusammen, wie kann man sich in Entscheidungsprozesse einbringen? Für das innere Klima, für das Miteinanderarbeiten und Akzeptiertwerden im Team ist das eine sehr wichtige Frage, die sich auch auf die Versorgung der pflegebedürftigen Menschen auswirkt.“

6. Burnout: Ethisches Handeln in der Pflege setzt natürlich voraus, dass überhaupt Pflegendе da sind. Für die Zukunft sind da unter demografischen Vorzeichen bei dem bereits jetzt leergelegten Pflege-Arbeitsmarkt hohe Befürchtungen anzubringen. Umso Besorgnis erregender ist die Abkehr der Pflegenden von ihrem einmal gewählten Beruf infolge Burnouts oder Ausbrennens. Dabei stellt sich die Frage, ob nicht gerade die Enttäuschung darüber, dass jene ideal-ethischen Standards, mit denen Pflegendе ihren Beruf ergriffen und begonnen haben, nicht aufrecht erhalten werden können, zur Aufgabe des Berufs führen. Und infolge Personalmangels sind dann

noch weniger ethische Positionen zu wahren. Das wäre ein unseliger Kreislauf: Vom Personal internalisierte und beherzigte ethische Standards sind institutionell nicht zu wahren, die Enttäuschung darüber führt nach einer kurzen enthusiastischen Phase zu Stagnation, Zweifel, Apathie und Berufsausstieg (so die Burnout-Abfolge, vgl. Witterstätter 2004, 169), der Personalmangel wird noch größer und ethische Standards sind noch weniger zu realisieren. Dann ist der Weg zur routinierten Satt-Sauber-Warm-Pflege nicht mehr weit. Allein, es gibt Gegenmaßnahmen gegen Burnout (vgl. Witterstätter 2004, 170ff.): Begrenzungen der Arbeitsbelastung, Mobilisieren von persönlichen Stärken der Pflegenden, emotionalen Abstand wahren, Ausgleich im privaten Bereich finden, Gespräche und Beratungen unter Kollegen, Stationskonferenzen, Praxisberatung, Supervision und Balintgruppen.

Schwerter zu Pflugscharen

Wo Jesus das Sagen hat,
da wird aus Aufrüstung
Abrüstung.

Da werden aus
Rüstungsmilliarden
Brote für die Welt,
aus Sprengköpfen
Blumentöpfe.

Aus ehrgeizigen Karriereleitern
werden verbindende Brückengeländer,
aus geballten Fäusten
helfende Hände.

Da wird Frieden.

Reinhard Ellsel

Vorwärts im Leerlauf Würfelspiel für das Loslassen

Zur Altersaufgabe des Loslassens von im Leben Angesammeltem haben wir für kleine Gruppen von Seniorinnen und Senioren ein Spiel entwickelt, das den „geordneten Rückzug“ im Alter thematisiert. Das Würfel-Wettspiel mag Anlass geben, nach dem Wettspiel über die im Spiel vorkommenden Aufgaben und Fragen auch weiter ins Gespräch zu kommen und eigene Erfahrungen über das „Loslassen“ einzubringen. Es geht im übertragenen Sinn darum, im Leerlauf ohne Energieaufwand dennoch voran zu kommen.

Mit einem Würfel spielen wir reihum das Vorankommen im Loslassen in unserem höheren Lebensalter. Wir brauchen vier SpielerInnen. Ist unsere Seniorengruppe größer, bilden mehrere Teilnehmer und Teilnehmerinnen zusammen eine Mannschaft, so dass insgesamt vier Mannschaften aus je drei oder vier Spielern bzw. Spielerinnen bestehen.

Unsere Spielstrecke (das Spielfeld am besten auf Din A 3 vergrößert heraus kopieren) kennt Hindernisse für diejenigen, die auf einem bestimmten Patz landen, bei dem sie etwas abzugeben versäumt haben. Andererseits gibt es bei gewissen Plätzen mit richtigem Verhalten ein schnelleres Vorankommen.

Für den Stand jedes Spielers/jeder Mannschaft auf der Loslass-Strecke besorgen wir uns je ein rotes, blaues, grünes und gelbes Mensch-ärgere-Dich-nicht-Männchen oder ebensolch farbige Steine oder Chips oder aber vier verschieden wertige Cent-Stücke (in diesem Fall am besten ein Zwei-, Fünf, Zehn- und Zwanzig-Cent-Stück).

Wer als einzelner oder welche Mannschaft zuerst auf dem Zielplatz 36 angekommen ist, hat gewonnen.

Das Spielfeld finden Sie auf Seite 46

Jetzt red'i! Über Fehler und Aufhilfen in persönlichen Gesprächen von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

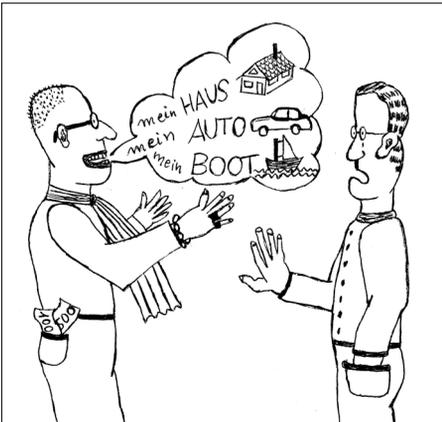
Leichte Irritationen empfinden wir in einer Unterhaltung, in der uns unser Gesprächspartner mit den Worten „Passen Sie mal auf!“ glaubt, zum besseren Zuhören auffordern zu müssen. Wir sind ja doch willens, uns auf ihn einzulassen: Was soll da der Verdacht, wir wären ihm gegenüber nicht Ohr? Die Falle für ein ersprießliches Gespräch schnappt dann erst recht zu bei so abkanzelnden Redewendungen wie „Hör'n Sie mal!“ oder „Das können Sie ja gar nicht verstehen“. Auch der Gegenüber kann den Faden mit Erwidern wie „Dafür fehlt mir jegliches Verständnis“ oder „Damit habe ich nichts am Hut“ zum Reißen bringen.

Der Tiefpunkt einer Kommunikation zwischen notwendigerweise Gleichberechtigten wird immer dann erreicht, wenn sich einer der Gesprächspartner über den anderen stellt. „Jetzt hör' mir mal gut zu!“ oder „Lassen Sie mich doch damit in Ruhe!“ sind eher ein Abkanzeln im Stil eines autoritären Erziehungsverhaltens als ein gleich geordneter Gedankenaustausch. Eine lebendige, für beide Seiten förderliche Unterhaltung hingegen zeichnet sich dadurch aus, dass beide Gesprächspartner auf gleicher Ebene agieren, sich gegenseitig Respekt und Achtung zollen und sich einen Erkenntnisgewinn aus dem Gespräch erhoffen.

Protzen kommt nicht an

Protzerei nach dem Muster „Mein Haus, mein Auto, mein Boot“ tötet ein Gespräch. Weil sich der eine über den anderen stellt. Im Zweifel wehrt der solcherart Angesprochene solche imponierenden Aufzählungen ab, will sie ja im Grund auch gar nicht hören, weil er das dadurch erzeugte Minderwertigkeitsgefühl nicht aushalten möchte. Selbst wenn er gar nicht unbedingt neidisch ist auf den sich mit seinem Haus, seinem

Auto und seinem Boot so erfolgreich darstellenden Gesprächspartner.



Im guten Gespräch sollte man gar nicht zuviel von sich selbst erzählen
Zeichnung:
Kurt Witterstätter

Ich habe das selbst als junger Student erlebt, als ich nach der Rückkehr von meiner ersten, einwöchigen Berlinfahrt 1963 meinen Kommilitonen im Studentenheim in Westdeutschland glaubte aufzählen zu müssen, was ich alles an Veranstaltungen in West und Ost der Hauptstadt erlebt hatte: Aufführungen im Schillertheater, in der Freien Volksbühne, im Brecht-Theater am Schiffbauerdamm, in der Deutschen und der Komischen Oper unter Karl Böhm und Kurt Masur und ein Konzert der Berliner Philharmoniker in Karajans Philharmonie. Als ich bemerkte, wie sich meine Gesprächspartner vielsagend zuzwinkerten, merkte ich, dass ich übertrieben hatte und dass meine umfassenden Berichte die anderen gar nicht interessieren konnten.

Glücklicherweise war ich noch jung und lernfähig. Mein schulpädagogisches Training im Referendariat bewahrte mich im übrigen davor, alles selbst redend vorzugeben, sondern beförderte die Hebammen-Fähigkeit, die Schüler aus sich selbst heraus Einsichten gewinnen zu lassen.

Dennoch wurde mir später in der Gesprächsrunde eines abendlichen Essens ein Gast zum besonderen Vorbild, der beim Tischgespräch gar nichts von sich selbst berichtete, sondern nur Fragen an die Anwesenden stellte. Er wurde

dadurch unter allen zum Angenehmsten und Beliebtesten dieser Abendgesellschaft. Denn er sorgte wie ein Jongleur dafür, dass die Unterhaltung immer wieder neue Impulse erhielt. „Jetzt red'!“ zu sagen wäre diesem gebildeten Zeitgenossen nicht in den Sinn gekommen. Ihn nahm ich mir fortan zum Vorbild. Und denke auch immer an ihn, wenn ich bei Gesprächen Dauerredner ertragen muss. Oder wenn ich in Gesprächsratgebern gute Regeln für lebendige Gespräche lese.

Nicht mit Geschichten zudröhnen

Selbstbezogenheit ist nämlich der Feind einer jeden guten Unterhaltung. Im lebendig bleibenden Gespräch sollen sich Partner füreinander interessieren: Anteil an den Vorstellungen, am Schicksal und der Meinung des Gesprächspartners nehmen. Als verhängnisvoll erweisen sich da genauso die erwähnten, eigenen Erfolgsgeschichten, das Aufzählen von erbrachten Leistungen, aber auch das fortgesetzte Klagen über durchlittene Krankheit, Leid, Pech und Pannen. Vor allem im Alter stellen sich beide Gefahren ein. Ältere führen ihrem Gesprächspartner leider nur allzu gerne ihre Lebensleistung vor. Ebenso erheischen sie mit der Kundgabe von Enttäuschungen und Schicksalsschlägen aus ihrem Leben aber auch Mitleid.

Beobachten kann man das bei langen Bahnfahrten in Abteilwagen, wenn man von älteren Mitreisenden, weil man nicht entfliehen kann, ganze Familiengeschichten aufgetischt bekommt. Junge Leute mit MP-3-Playern im Ohr können sich da schon einigermaßen heraus halten.

Vier Gesprächs-Regeln

Regel Nr. 1 beim guten Gespräch: Man soll nur soviel von eigenen Erfolgen und Misserfolgen kundtun, wie der Gegenüber im Gespräch erfragt und wirklich wissen möchte. Die Berichte darüber sollten knapp und gezielt eingebracht werden und nicht mit langatmigen Verzweigungen versehen werden und sich auch nicht in lyrisch Abseitigem ergehen. Ein Gespräch ist kein Erbauungsroman.

Regel Nr. 2 besagt: Man ist immer dann ein angenehmer Gesprächspartner, wenn man sich beim anderen nach dessen spezieller Situation erkundigt. Das, was man erfragt, soll man dann allerdings auch anhören. Vielleicht verständnisvoll kommentieren und, wenn der Bericht zu lang ausfällt, auf eine allgemeine Ebene heben. Niemals aber die Einlassung des anderen mit eigenen Wort zu Ende führen wie „Das war auch im Fall X genauso“. Im Zweifel wird da eine unzutreffende Parallele bemüht.

Regel Nr. 3 warnt davor, aus dem Gespräch einen Wettkampf zu machen. Ein großer Fehler in Gesprächen besteht darin, dem Gesprächspartner in einer Atempause ins Wort zu fallen und ihn in einer Redepause sofort mit eigenen Ideen zuzudröhnen. Da sind dann jene unangenehmen Gesprächsteilnehmer am Werk, die nur auf ein Atemholen des Gegenüber warten, um dann sofort auf ihr ureigenes Anliegen überzuwechseln. Was der andere zuletzt sagte, haben diese Gesprächs-Spanner gar nicht registriert, weil sie nur den Moment für den eigenen Einsatz erhaschen wollten. In Talkrunden im Funk kann man zur Genüge beobachten, dass Ringkämpfe um Redezeiten der Tod eines förderlichen Gedankenaustauschs sind. Nicht selten enden solche „Wettkämpfe“ im Durcheinander oder im gegenseitigen Überschreien.

Regel Nr. 4 zielt darauf, nicht dem anderen seine eigene Meinung um jeden Preis aufzuzwingen. In die Nähe der erwähnten „Kampfsprecher“ kann man diejenigen rücken, die im Gespräch mit geradezu missionarischem Eifer stets nur die eigene politische Option, ihre Lebens- und Ernährungsweise und den eigenen Tagesablauf preisen und den anderen auf diese Muster einschwören wollen.

Weg zu höherer Weisheit

Der Sinn eines Gesprächs liegt aber nicht im Recht-Behalten, im Umdrehen oder im Niedermachen des anderen. Sondern in der philosophischen Einsicht einer höheren Weisheit aus Rede und Gegenrede. Nach guter geistesge-

schichtlicher Tradition führen These und Antithese zur versöhnenden und weiter bringenden Synthese.

Das setzt mehrerlei voraus, was für ein ersprießliches Gespräch förderlich ist: Begrenztes, nicht ausuferndes Darstellen eines Standpunktes, darauf eingehende, faire Modifikation durch den Gesprächspartner und weitere Abklärung der Standpunkte unter Berücksichtigung der Argumente des anderen bis zur Feststellung einer möglichen gemeinsamen Plattform. Oder aber man ist sich einig, dass man sich punktuell oder generell gar nicht einigen kann, sondern unterschiedlicher Auffassung ist und wohl auch bleiben wird.

Fortsetzung folgt

Ist die Atmosphäre des Gesprächs derart entspannt, wie hier angestrebt, wird man mit diesem Partner gerne einmal wieder in eine Unterhaltung eintreten. Denn für Details und Verzweigungen, die beim Erstgespräch nicht verfolgt werden konnten, kann man sich ja noch einmal zusammen setzen. Diesen Wunsch sollte man beim Gesprächsabschluss dann auch äußern und einen Folgetermin vielleicht sogar mit dritten und vierten Interessierten ausmachen.

Für solche weiteren Termine und andere Gespräche überhaupt sind auch Gedächtnisprotokolle nach Zwiegesprächen hilfreich, in denen man festhält, was man hätte vermeiden können und was man bei anderen Gelegenheiten ändern sollte, aber auch, wodurch diese Unterhaltung eine glückliche Wendung genommen hat.

Monatsspruch Dezember:

Kehrt um!
Denn das
Himmelreich ist nahe.

Matthäus 3,2

Gut geerdet die Stimme erheben



ESW-
Vorsitzender
Klaus Meyer
feiert seinen
70. Geburts-
tag

von Prof. Kurt Witterstätter

Freundlich, verbindlich, unprätentiös und meist ruhig, stets zupackend erlebt man den nun lebendigen Siebziger: Landespfarrer Klaus Meyer aus Nürnberg, der Ende November 70 Jahre alt wird, führt jetzt gut zwei Jahre als Vorsitzender das Evangelische Seniorenwerk. In Hofgeismar wählten ihn die ESW-Mitglieder als 68jährigen im September 2008 zum Nachfolger von Frieder Theysohn. Wie Theysohn zuvor in der Pfalz bekleidete auch Meyer das Amt des Landespfarrers für Diakonie, allerdings in der ungleich größeren Evangelischen Landeskirche Bayerns.

Den Kirchenmann sieht man Meyer wenig an. Er hat nichts Pastorales an sich. Er flieht nie ins Esoterisch-Unwirkliche. Man hat eher das Gefühl, dass er gut geerdet ist. Wiewohl er durch seine Ehe mit seiner aus Schweden stammenden Gattin nicht nur fränkisch-bodenständig ist, sondern regelmäßig zwischen seinem Heim in Nürnberg (mit nachberuflichen Gastspielen in München) und Schweden hin und her pendelt.

Der ESW-Vorsitzende war in seiner aktiven Berufszeit nach einer Pfarrstelle in München Abteilungsleiter und Vorstand im Diakonischen Werk Bayern. 2006 initiierte er den ESW-Landesverband Bayern, wurde dessen Vorsitzender und gründete im ESW-Bundesverband mit anderen sozialpolitisch Interessierten den ESW-

Arbeitskreis Kirche und Gesellschaft AKKG zur Erarbeitung und Publizierung gesellschaftskritischer Stellungnahmen.

Hierin kann man ein Hauptanliegen Meyers sehen: Auf Missstände hinzuweisen, den Finger in die Wunde zu legen, da hinein zu leuchten, wo etwas faul ist. Dies ist sicher ein Erbe von Meyers großem diakonischem Engagement. Aber auch sein fester Wunsch, dass es allen gut gehen möge. Denn auch er ist dem guten Leben beim spassigen Plaudern und bei einem gepflegten Mahl nicht abgeneigt. Auch den Altersgenossen, das ist Meyers Wunsch und Anliegen in seiner gesellschaftsdiakonischen Arbeit, soll es gut gehen. Sie sollen nicht abgeschrieben werden, vielmehr sollen ihre Stimmen in Kirche, Politik und Gesellschaft Gehör finden.

So ist Klaus Meyer ein sehr angenehmer, aufgeschlossener und aktiver Zeitgenosse. Neben seinen Mitstreitern und Mitstreiterinnen im ESW gratulieren dem Siebziger an seinem Ehrentag nicht nur seine Familie mit (schwedischer) Ehefrau, Kindern und Enkeln, sondern auch viele weitere Persönlichkeiten aus Politik, Kirche, Diakonie, Medien und Vereinswelt. Alle hoffen, ihn noch weiterhin als rüstigen und ideenreichen Vorprescher erleben zu dürfen, einen „guten Hirten“ eben in bestem Sinne mit Temperament, Tatkraft und Aktivität.

Deine Güte, Gott, reicht so weit
der Himmel ist. Lichtgeschwind
weht sie durch Raum und Zeit, ich
scheitere daran, ihr hinterher zu
denken. Sie zu erfassen:
unmöglich.

Und doch hat mich im Vorbeieilen
ihr Hauch berührt und der Tag
grüßte freundlich als trüge er dein
Gesicht.

Tina Willms

Aufgaben nicht aufgeben

Richtungsweisende ESW-Jahrestagung in Bonn mit neuem Landesverband

Mit seiner harmonischen Jahrestagung 2010 in Bonn schuf sich das Evangelische Seniorenwerk ESW an drei inhaltsreichen Septembertagen einen kräftigen Schub nach vorn: Ein neuer Landesverband Rheinland-Westfalen Lippe RWL konstituierte sich unter Leitung von Dr. Erika Neubauer, Meckenheim, und Martin Schofer,



Die Vorsitzende der neuen ESW-Landesgruppe Rheinland-Westfalen-Lippe, Dr. Erika Neubauer (links), mit (von links) Prof. Dr. Karl Foitzik, Pfarrer Klaus Meyer und Dekan Berthold Gscheidle.

Foto: Witterstätter

Münster, mit rund 20 Mitgliedern; Pressesprecher ist Heinz Thoma, Bonn. Weiter definierte das ESW in seiner in die Jahrestagung „Einmischen - Mitmischen“ eingeschlossenen Mitgliederversammlung seine Leitlinien neu; danach vertritt das ESW als Interessenwahrnehmung von Frauen und Männern in der nachberuflichen Phase deren Anliegen und Bedürfnisse gegenüber Kirchen, Gesellschaft und Staat. Die Mitgliederversammlung wählte Kirchenrätin Brunhilde Fabricius, Kassel, Dr. Erika Neubauer, Meckenheim, und Liesel Pohl, Hamburg, in den

stand unter seinem Vorsitzenden Pfarrer Klaus Meyer, Nürnberg.

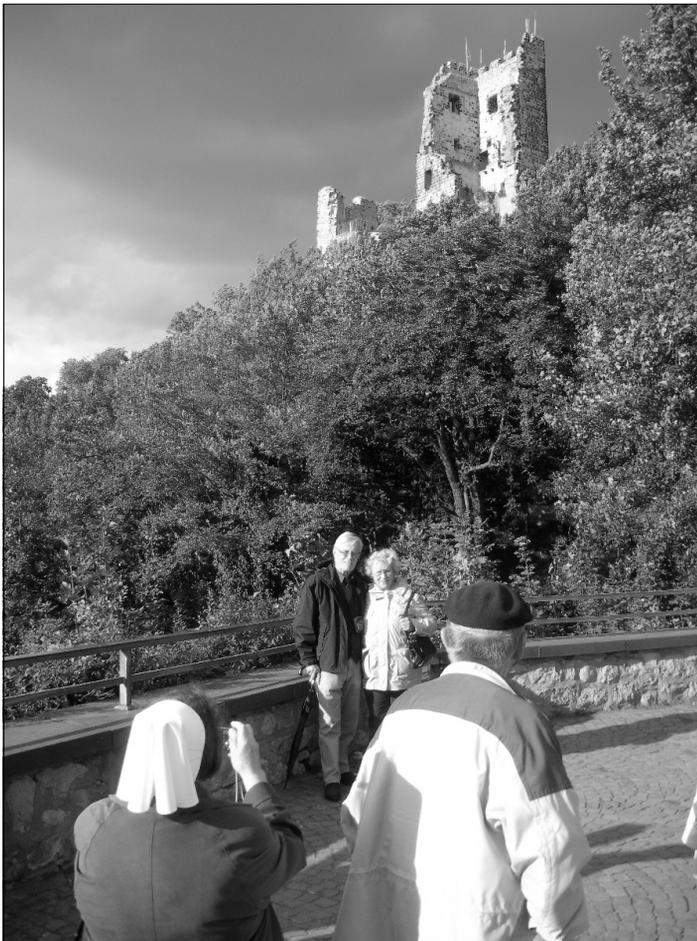


Vor der Weinprobe im Weingut Boeler in Rhöndorf
Foto: Witterstätter

Zur eigenständigen Interessensvertretung animierte der Düsseldorfer Oberkirchenrat Klaus Eberl in seinem Vortrag „Die Jungen Alten in der Kirche“ die gut 50 ESW-Mitglieder, die an der Tagung im Bonner Haus des Christlichen Jugenddorfwerks CJD teilnahmen, weil sich „alle Altersgruppen in die missionarische Volks- und Beteiligungskirche einbringen sollen“. Eberl, der zugleich Vizepräsident der EKD-Synode ist, sieht es als Herausforderung für die Kirche an, die heterogenen Elemente der Alterspopulation in einen gemeinsamen Prozess zu führen. Dabei dürfe Kirche den alten Menschen nicht nur helfen, sondern sie müsse die Alten zunehmend aktivieren und beteiligen.

Leidenschaft einbringen

Über die bislang betreuende, versorgende und unterhaltende Altenarbeit müssen sich Eberl zufolge neue, innovativ-beteiligende Modelle mit alten Menschen wölben, in denen diese ihre Erfahrung, ihr Wissen und ihre Leidenschaft als „Spezialfall des Ehrenamts“ einspeisen können. Dieses Ehrenamt kenne den Benefit der Eigenständigkeit, Qualifizierung und Selbstbegrenzung. Alte sollten ihre Anliegen und Aktivitäten selbstbewusst in die Kirche einbringen und dafür auch Ressourcen vorfinden. Diese neue Beteiligungskultur für Alte sieht Eberl als einen lohnenden und verheißungsvollen Weg für die Kirche.



Erinnerungsfoto auf der Drachenfels-Ruine
Foto: Witterstätter

Sympathisch wurde in der Diskussion der ESW-Mitglieder mit OKR Eberl das von ihm gezeichnete Bild der Beteiligungsgemeinde im Gegen-

satz zur verfassten Amtskirche aufgenommen. Auf die Frage, wo sich unter diesem Ansatz aktiver Laien-Alterskultur der Betätigungsraum für Seniorennetzwerke öffne, wo es in der organisierten Amtskirche „doch bereits alles gibt“, antwortete Eberl, die ESW-Gruppen sollten dies in Aushandlungsprozessen mit den jeweiligen Kirchenvertretern klären.

Talente wecken

Auch die Diakonie-Referentin Rheinland-Westfalen-Lippe, Gabriele Winter, Düsseldorf, rief in ihrem Vortrag „Die jungen Alten in der Diakonie“ dazu auf, die verborgenen Talente alter Menschen zu wecken, um in nachbarschaftlichen Quartieren Strukturen für das Selbständig-Bleiben alter Menschen zu schaffen. An Beispielen für die „Tagesdosis Bedeutsamkeit“ alter Menschen für andere nannte Gabriele Winter Wohnschulen, Schüler-Coaching, Herzenssprechstunden, Friedhofs-Begegnungen und Künstlerkontakte. Erfolgreiche Modelle könnten über Transfer und Hospitation weiter gereicht werden. Kommunen, Kirche und Diakonie sollten hierbei keine Abschottung voneinander betreiben. Die Kirche habe die geeignete Infrastruktur, um aktiven Alten ihr eigenes Engagement zu ermöglichen.

Auf die am ehesten bei den Kirchen vorhandene Fähigkeit, für die Bedarfe alter Menschen zu sensibilisieren, verwies Prof. Dr. Karl Foitzik, Neuendettelsau, in seinem Vortrag „Die Jungen Alten in der Theologie“. Dabei sei zu lange „von den letzten Dingen“ wie Sterben, Tod und Trauer gesprochen worden. Aber theologisch sei Alter auch auf Zukunft angelegt. Die differenzierte Wahrnehmung von Alter mit Autonomie und Angewiesenheit, Befreiung von alten und Verantwortung für neue Aufgaben sei in die Sprache von Kirche und Diakonie zu übernehmen. - Die Referate von OKR Eberl, Referentin Winter und Prof. Dr. Foitzik werden wir in kommenden ESW-Informationsbriefen noch veröffentlichen.

Heiterer Ausflug

Ein geselliger, gut organisierter Bus-/Schiffs-Ausflug hinüber nach Königswinter mit Besichti-



Besichtigung des im Ende des 19. Jahrhunderts erbauten Schlosses Drachenburg
Foto: Witterstätter

gung des historistischen Schlosses Drachenburg und der Drachenfels-Ruine sowie mit Besuch des Adenauerhauses in Rhöndorf mit anschließender, sehr erheiternder Weinprobe im Weingut Boeler brachte eine touristische Note in die erlebnisreiche ESW-Jahrestagung.

In ihren biblischen Besinnungen thematisierten die ESW-Vorstandsmitglieder Liesel Pohl, Hamburg, und Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Stuttgart, die Offenheit des Evangeliums für heilsame Ausblicke gerade auch alter Menschen auf eine hoffnungsvolle Zukunft.

Kontinuität im Diakonischen Werk Diakonie-Vizepräsident und Direktorin Brot für die Welt erneut berufen

Im Rahmen einer Sondersitzung hat der Diakonische Rat auf Vorschlag seines Personalausschusses im Frühsommer Pfarrerin Cornelia Füllkrug-Weitzel und Dr. Wolfgang Teske für die Dauer von weiteren fünf Jahren zu Mitgliedern

des Vorstandes des Diakonischen Werkes der EKD berufen. Er bestellte Dr. Teske zudem bis zur Eintragung der geplanten Fusion mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst ins Vereinsregister zum Vizepräsidenten des Diakonischen Werkes der EKD.

Im vierköpfigen Vorstand sind Dr. Teske für den Bereich Wirtschaft und Verwaltung verantwortlich, Pfarrerin Füllkrug-Weitzel für die Ökumenische Diakonie: Brot für die Welt, Diakonie Katastrophenhilfe, Hoffnung für Osteuropa. Nach der Satzung werden die berufenen Vorstandsmitglieder für einen Zeitraum von fünf Jahren gewählt. Weitere Vorstandsmitglieder sind Diakonie-Präsident Pfarrer Klaus-Dieter Kottnik, der seit 2007 Präsident des evangelischen Wohlfahrtsverbandes ist, und Kerstin Griese, die 2009 zum Vorstand für Sozialpolitik berufen wurde. Der promovierte Jurist und Diakonie-Vizepräsident Wolfgang Teske ist seit 1995 im Diakonischen Werk der EKD und seit 2000 dessen Vizepräsident. Die Theologin und Politologin Pfarrerin Cornelia Füllkrug-Weitzel M.A. gehört ebenfalls seit 2000 dem Vorstand im Diakonischen Werk der EKD an.

Der Diakonische Rat überwacht als Aufsichtsgremium die Umsetzung der Beschlüsse der Diakonischen Konferenz. Den Vorstand berät er bei dessen Arbeit und beaufsichtigt seine Amtsführung.

Im Oktober 2008 haben die Diakonische Konferenz und die Mitgliederversammlung des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED) den Zusammenschluss des Diakonischen Werkes der EKD und des EED zum "Evangelischen Zentrum für Entwicklung und Diakonie" beschlossen. Beide Werke werden unter einem Dach an einem neuen Standort in Berlin zusammenarbeiten. Die Diakonische Konferenz widmete sich in einer Sondersitzung der neuen Satzung dieses gemeinsamen Werkes.

Kerstin Griese wieder MdB Nachrückerin für Ministerin Schwall-Düren

Die im Diakonischen Werk DW der EKD als Vorstand für Sozialpolitik amtierende Politikerin Kerstin Griese rückt wieder als Abgeordnete für die SPD in den Deutschen Bundestag nach. Gleichzeitig behält sie ihr DW-Vorstandsamt bei. Kerstin Griese war bereits bis 2009 Bundestagsabgeordnete gewesen, verfehlte aber bei den Wahlen vor einem Jahr knapp den Wiedereinzug.

Nun schied durch die Regierungsbildung in Nordrhein-Westfalen die neue Ministerin für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien Dr. Angelica Schwall-Düren, die bis dahin ein Bundestagsmandat besaß, aus dem Bundestag aus. Als nächste Kandidatin auf der NRW-Landesliste der SPD figurierte Kerstin Griese, die somit für die als Ministerin wegen Inkompatibilität ausscheidende Politikerin als MdB nachrückt.

Wie Kerstin Griese erklärte, habe sie die Mandatsannahme mit dem Vorsitzenden des Diakonischen Rates, Bischof July, und mit ihrer Vorstandskollegenschaft einvernehmlich abgeklärt. Dabei sei es für sie sehr wichtig gewesen, dass sie die Arbeit in der Diakonie sehr lieb gewonnen habe und die Zusammenarbeit mit der DW-Mitarbeiterschaft sehr schätzt. Kerstin Griese erläuterte weiter: „Ich werde deshalb im Einverständnis mit Bischof July und dem Vorstand meine übernommenen Aufgaben als Vorstand Sozialpolitik des Diakonischen Werkes weiterführen. Ich gehe davon aus, dass das aufgrund meiner langjährigen Erfahrung als Abgeordnete und aufgrund der neuen Situation, in der ich als Nachrückerin nicht mehr die gleichen Sonderaufgaben wie in den letzten Wahlperioden übernehmen werde, möglich sein wird.“

Sie denke, so DW-Vorstand und MdB Griese

weiter, dass es inhaltlich für die Diakonie von Nutzen sei, den noch direkteren Draht in die Politik zu haben, und dass es für die Politik von Vorteil ist, wenn dort jemand Erfahrungen aus der sozialen Arbeit der Diakonie einbringen kann.

Trauer um Alt-Präsident Schober Der frühere Diakonie-Chef förderte auch die ESW- Gründung

Im Alter von 91 Jahren verstarb am 26. Juli der frühere Diakonie-Präsident Prof. Dr. Dr. h.c. Theodor Schober. Er hatte von 1963 bis 1984 als Präsident des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland amtiert. In seiner 21-jährigen Amtszeit konzipierte er die Struktur des Diakonischen Werkes entscheidend und erwarb sich sowohl in den evangelischen Landeskirchen und Freikirchen wie auch in Politik und Öffentlichkeit ein hohes Ansehen.

„Theodor Schober prägte die entscheidende Phase des Ausbaus des Diakonischen Werkes im expandierenden westdeutschen Sozialstaat und führte Innere Mission und Hilfswerk endgültig zusammen“, würdigte Präsident Kottnik den Verstorbenen. Schober war einer der bekanntesten kirchlichen Sozialpolitiker und hat die Diakonie bis zum Ende seiner Amtszeit zu einem der größten Anbieter sozialer Dienstleistungen in Deutschland mit damals 270.000 Beschäftigten ausgebaut, so Kottnik weiter. Hoch geachtet wurde Schober wegen seiner Integrationskraft. In der Ökumene wirkte er als "Brückenbauer" vor allem zur Caritas und zu den Kirchen in Ostdeutschland.

Nachdrücklich bemühte sich Schober auch um die Eingliederung der seit Anfang der 1960er-Jahre nach Deutschland gekommenen ausländischen Arbeitnehmer.

Schober wurde 1918 in Zirndorf/Bayern als Pfarrerssohn geboren. Schon vor Beginn seines Theologiestudiums, dem er in Tübingen und Erlangen nachging, erlebte er Kriegsdienst und Gefangenschaft. Nach Vikariat und Pfarramt in Erlangen war er von 1955 bis 1963 Rektor des Diakonissenmutterhauses im mittelfränkischen Neuendettelsau, bevor er 1963 zum Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD berufen wurde. 1969 erhielt er die theologische Ehrendoktorwürde der Universität Seoul, 1980 wurde ihm der Professorentitel von der baden-württembergischen Landesregierung verliehen. 1983 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Von 1984 bis 1991 war er Beauftragter des Rates der EKD für die Seelsorge an den deutschen Kriegsverurteilten in ausländischem Gewahrsam, von 1979 bis 1988 Präsident des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie.

Schober unterstützte anfang der 1990er Jahre auch die Bildung des Evangelischen Seniorenwerks ESW. Er hielt bei der Gründungsversammlung des ESW im Mai 1993 in Kassel die Predigt und arbeitete aktiv im ersten ESW-Kuratorium nach der ESW-Gründung mit. ESW-Vorsitzender Klaus Meyer kondolierte den Angehörigen Theodor Schobers namens des Evangelischen Seniorenwerks.

Demenz unausweichlich? Fachtagung BAGSO und Zukunftsforum Demenz

Bildung und kognitive Aktivitäten führen nachweislich zu einem späteren Auftreten von Symptomen einer Demenz vom Typ Alzheimer. Bei vaskulären, d.h. arteriosklerotisch bedingten Formen, die rund ein Drittel der Demenzerkrankungen ausmachen, sind die Möglichkeiten der Vorbeugung sogar besonders groß. Mit diesen Erkenntnissen beschäftigten sich 140 Fachleute aus Wissenschaft und Praxis am 18. Mai 2010 in

Bonn. Die Fachtagung wurde von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) und dem Zukunftsforum Demenz veranstaltet.

„Es ist uns als Lobby der Älteren wichtig, dass erprobte Präventions- und Therapieansätze, nach denen die Erkrankten und ihre Angehörigen, aber auch professionelle Pflegekräfte händelnd suchend, stärker in die Öffentlichkeit getragen werden“, so die BAGSO-Vorsitzende Prof. Dr. Ursula Lehr, die die Veranstaltung moderierte.

Ein großes Problem sei, dass Demenzen oft zu spät diagnostiziert werden mit der folgenschweren Konsequenz, dass sowohl das kognitive, körperliche und sozial-kommunikative Training als auch die medikamentöse Therapie viel zu spät beginnen, so Prof. Dr. Andreas Kruse, Direktor des Instituts für Gerontologie an der Universität Heidelberg. Günther Sauerbrey, verantwortlich für das Zukunftsforum Demenz, einer Initiative des Unternehmens Merz, beklagte zum einen, dass die Möglichkeiten der Frühdiagnostik viel zu selten genutzt werden, zum anderen, dass nur etwa ein Viertel der Demenzkranken leitliniengerecht Antidementia erhalten. Er forderte zudem, dass die vorgesehene Weiterentwicklung des Pflegebedürftigkeitsbegriffs endlich umgesetzt werde, damit der bei Demenzkranken anfallende Betreuungsaufwand zumindest teilweise als Leistung der Pflegeversicherung anerkannt wird.

Prof. Dr. Hans Georg Nehen, Leiter der Memory Clinic in Essen, stellte das Konzept einer multidisziplinären (Früh-)Diagnostik von Demenzerkrankungen vor. Das Team setzt sich jeweils aus einem Gerontologen, einem Psychologen, einem geriatrisch spezialisierten Neurologen sowie einem internistischen Geriater zusammen. In einer Langzeitstudie der Universität Nürnberg-Erlangen konnte die präventive Wirkung eines kombinierten Trainings nachgewiesen werden. Mit dem Training von Gedächtnis und Alltagskompetenzen sowie Bewegungsangeboten kann eine möglichst lange Selbstständigkeit älterer Menschen erreicht werden. „Dadurch kann nicht nur die Lebensqualität der älteren Menschen erhöht wer-

den, es ergeben sich darüber hinaus Einsparmöglichkeiten in Milliardenhöhe“, so der Leiter der SimA-Studie Prof. Dr. Wolf D. Oswald. Gelingt es, die Pflegebedürftigkeit aller pflegebedürftigen Menschen nur um einen Monat aufzuschieben, so liege die Kostenersparnis bei 1,21 Mrd. Euro im Jahr.

Ein gezieltes Bewegungsprogramm (Neue Aktionsräume für Menschen mit Demenz und ihre Angehörige - NADiA) des Instituts für Bewegungs- und Sportgerontologie an der Sporthochschule Köln zeigt ebenfalls positive Effekte.

Dass demenziell erkrankte Menschen entgegen einer weit verbreiteten Sichtweise in einer von Akzeptanz und Einfühlungsvermögen getragenen Atmosphäre durchaus auch Freude und Glück empfinden, betonten nicht nur die Referentinnen und Referenten, sondern immer wieder auch Teilnehmende, die aus ihrer Arbeit mit Demenzkranken berichteten.

Fazit: Demenzen sind nicht heilbar, aber es gibt Möglichkeiten, das Auftreten von Krankheitssymptomen zu verzögern. „Nutzen wir diese Chancen, denn jeder, der mit demenzkranken Menschen ob privat oder beruflich zu tun hat, weiß: Schon eine Nicht-Verschlechterung der Krankheit ist ein Gewinn!“ so die BAGSO-Vorsitzende zum Abschluss der Tagung.

ERF-Sendung gibt Hilfe Thema Demenz im Rundfunk

Zwei Sendungen des Evangeliums-Rundfunks Wetzlar ERF zur Hilfe bei den Demenz-Erkrankungen gingen in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Seniorenwerk ESW in den Äther. Ein Redaktionskreis um die ESW-Aktiven Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Elisabeth Heinecke, Liesel Pohl, Dr. Thomas Neubert und Dr. Horst Marquardt bereitete Materialien auf und stellte die Radio-Sendungen zusammen.

Von der Demenz-Erkrankung werden infolge höherer Lebenserwartung immer mehr Men-

schen betroffen. Die Hilfen für die Erkrankten und ihre Angehörigen sind unabweisbar. Wegen der Unkenntnis der kognitiven Krankheitsbilder und der Unvorhersehbarkeit und Unberechenbarkeit der Reaktionen der Erkrankten lösen Demenzerkrankungen im Umfeld viel Angst und Unsicherheit aus.

Die ERF-Sendungen des ESW setzten sich daher zum Ziel, im Hörerkreis diese Ängste zu verringern. Die laufend in der Arbeit mit Demenzen stehende Therapeutin Andrea Bendicks-Leßmann vom Hamburger Albertinenhaus gab mit **acht Punkten** wichtige Hinweise für die Arbeit von Angehörigen und Ehrenamtlichen mit Demenzen, die hier verkürzt wieder gegeben sein sollen. Es geht um folgendes:

1. Wissen erwerben: Dies gibt Sicherheit. Man hat zu realisieren, dass die Erkrankten ihre Handlungen nicht absichtlich verüben.

2. Auf Literaturempfehlungen greifen: Wichtige schriftliche Hinweise und Kontakte zu Demenzen-Angehörigengruppen vermitteln die örtlichen Gruppierungen der Deutschen Alzheimergesellschaft. Kontaktfindung ist möglich über www.deutsche-alzheimer.de

3. Die Krankheit als Tatsache hinnehmen: Die gemeinsame Zeit von Betreuer und Erkranktem kann gewinnbringend sein. Man sollte den Erkrankten nicht korrigieren, nicht in die Realität zurück holen wollen. Ihn vielmehr auf seinen geistigen Wegen begleiten. Auf seine Gefühle von Trauer und Verlust sollte man sensibel eingehen.

Der Kranke hat immer recht

4. Den Kranken verstehen: Mit dem Kranken sollte man gelassen umgehen, für ihn Verständnis aufbringen. Auf keinen Fall sollte man mit ihm streiten. Er lernt nämlich kognitiv nichts mehr hinzu. Man soll sich vergegenwärtigen: Der Kranke hat immer recht. Da der Kranke in Angst und Unsicherheit lebt, kann er wegen seiner Defizite

und ständigen Umsorgung aggressiv und bösar-
tig werden. Von ihm ausgesprochene Beleidig-
ungen sind nicht persönlich zu nehmen.

5. Eigenes Verhalten der Krankheit anpassen:

Die Begegnungen mit Demenzerkrankten erfor-
dern Zeit und Geduld. Man soll die Erkrankten
stets von vorn, langsam und deutlich und mit
Blickkontakt ansprechen. Das Gespräch soll
frühere Zeiten und biografische Knotenpunkte
berühren. Körperkontakte und Berührungen sind
einzusetzen, soweit sich der Erkrankte nicht
dagegen wehrt.

6. Den Erkrankten nicht kontrollieren:

Das Verhalten des Erkrankten ist nicht zu sanktionie-
ren. Dagegen sollten ihm immer wieder Informa-
tionen gegeben werden. Bei der Orientierung
sollte man ihm behilflich sein. Es ist an dem an-
zukuüpfen, was der Kranke noch kann. Vorteil-
haft ist es, mit alten Fotos und Schallplatten zu
arbeiten. Auf benannte Anfangszeilen von Psal-
men reagieren Erkrankte oftmals mit der aus
ihrem Altgedächtnis kommenden Fortsprache
der Psalmverse.

7. Äußere Bedingen der Krankheit anpassen:

Umgebungs-Gefahren sind auszuschalten, für
ausreichend beleuchtete, helle Bewegungs-
räume ist zu sorgen. Den Tagesablauf sollte man
gleichartig und mit festem Gerüst strukturieren.
Für außerhäusliche Aktivitäten sind dem Er-
krankten Adresse und Telefonnummer mitzu-
geben. Die Nachbarschaft sollte über die Er-
krankung und den Erkrankten informiert wer-
den.

8. Fremde Hilfen mobilisieren:

Die Helfer soll-
ten sich eingestehen, bei noch so gutem Willen
ihren Beistand niemals perfekt organisieren zu
können. Gemachte Fehler lassen aber hinzu
lernen. Die Helfenden sollten auch mit sich
selbst barmherzig sein. Hilfen von außen sollten
sie durchaus hinzu ziehen, eigene Bedürfnisse
sich eingestehen und auch realisieren.

Ein weiterer Baustein Sammeln und Loslassen

Ein weiteres Heft in der Arbeitsheft-Reihe „Bau-
steine Altenarbeit“ hat das Evangelische Seni-
orenwerk ESW im Verlag Bergmoser + Höller
Aachen heraus gebracht: Unter der Redaktions-
leitung von ESW-Schriftleiter Prof. Kurt Witter-
stätter wurde als Heft 3-2010 das 44seitige
Themenheft „Sammeln und Loslassen“ zum Ein-
satz als Praxismappe in der offenen Seniorenar-
beit zusammengestellt. Zuvor hatte das ESW die
Praxismappen „Erntedank und Lebensdank“ 4-
2007 sowie „Reisen und Urlaub“ 5-2008
gestaltet.



Im langen
Leben haben
alte Men-
schen vieles
angesammelt.
Es stellt sich
die Aufgabe,
sich von einig-
em davon zu
trennen.
Wichtiges ist
von Unwichtig-
em zu son-
dern. Dies ist
eine unab-
weisbare
Aufgabe im
Alter. Hierzu
will das Bau-
steine-Heft

„Sammeln und Loslassen“ Hilfen geben. Der
ESW-Redaktionskreis trug dazu so wichtige
Themen zusammen wie: Die Kultur des Sam-
melns, Rechtzeitig weggeben, Gefahr der Ver-
müllung, Was wurde/wird bei uns gesammelt?,
Ausstellen von Sammlungen und erworbene
Glaubensinhalte. Spielerisch werden Senioren
und Seniorinnen an das Aussondern von Ent-
behrlichem heran geführt. Auch das Verarbeiten
von Enttäuschungen wird thematisiert. Die Vor-

schläge zur Festgestaltung umfassen die Goldene Konfirmation, ein Seniorenprogramm über das Märchen „Hans im Glück“ und das Feiern runder Geburtstage.

Im Wegweiser durch das Bausteine-Heft „Sammeln und Loslassen“ schreibt Redakteur Kurt Witterstätter:

„Am Ende eines langen Lebens hat sich vieles angesammelt: An Objekten, Erfahrungen und Ideen. Schon das Materielle belastet. Wer damit nicht zu Rande kommt, versinkt im Gesammelten, wird zum vermüllten „Messie“. Der neudeutsche Ausdruck für die im Angesammelten Erstickenden kommt vom englischen Wort „mess“ für Chaos und Unordnung. Loslassen gehört daher zu den Aufgaben des Alters. Das bedeutet, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Das Unwichtige kann man weggeben. Das ist geordneter Rückzug. Gleiches gilt für das psychische Aufarbeiten von im Leben angestauten Verletzungen, Enttäuschungen und Traumata. Die kann man nicht einfach wegwerfen. Aber verarbeiten. Vielleicht durch nochmaliges Nach-Erleben in einem neuen Licht sehen. Und an Freudvolles wird man sich gern und unbeschwert erinnern. So auch an die Deutsche Einheit vor 20 Jahren; dazu werden im Erzählteil vier Andachten vorgeschlagen. Zur Verarbeitung von Gegenständlichem und Erlebtem will dieses Heft Hilfen geben. Spielerisch wollen wir untereinander erfahren, was wir in unserem Leben gesammelt haben, und wie wir es ordnen können. Was uns innerlich bereichert, behalten wir. Und was uns belastet, davon mögen wir ablassen. Dass uns dies gelinge, hofft mit Ihnen Ihr Kurt Witterstätter“.

Bausteine Altenarbeit: Heft 3-2010 „Sammeln und Loslassen“. 44 Seiten mit zwei farbigen Overheadfolien. Aachen: Bergmoser + Höller. ISSN 0941-049X. 13,95 Euro

Nach Frust in neue Nischen gefunden

Tagung des ESW Bayern zum Thema „Den Jahren Leben geben“

von Dr. med. Albrecht Schottky, Nürnberg

Das ESW verbindet evangelische Christen im Ruhestand. Rentenalter und Ruhestand werden von vielen sehnlich erwartet, von manchen aber mit Bangen und Unsicherheit. Gerade fleißige und leistungsorientierte Menschen erleben trotz der erwünschten Entlastung eine zunehmende Leere. Der gewohnte Tagesrhythmus fällt weg und mit ihm die Sinn gebenden Aufgaben des Berufs und der Arbeit. Soziale und freundschaftliche Beziehungen sind oft mit der Umwelt des Arbeitsplatzes verbunden oder verbunden gewesen sie entfallen. Manche empfinden das schwindende Ansehen als Verlust. In früheren Zeiten dauerte dieser Ruhestand für die meisten Menschen nur kurze Zeit heute aber, mit zunehmendem Lebensalter, für Viele nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte. Leistungsfähigkeit, Können und Erfahrungen verschwinden nicht mit dem Tag der Pensionierung! Aber sie liegen nun oft brach und das wird als Belastung, ja als Kränkung erlebt. Wie können wir den Jahren Leben geben?

Beim Treffen im Nürnberger Haus Eckstein wurde dazu nach Lösungen gesucht. Auf ein Eingangsreferat wurde verzichtet, wir konnten die Zeit dem Austausch widmen, und das lohnte sich.

Dieser Austausch verlief überraschend anders, als erwartet. Wir machten uns miteinander bekannt. Dabei richtete sich der Blick vorwiegend auf die Vergangenheit! Schwierigkeiten auf dem Lebensweg wurden berichtet; Enttäuschungen kamen zur Sprache, Verbitterung wurde erkennbar. In der befreienden Aussprache wandelte sich die Stimmung. Mehr und mehr traten die

Möglichkeiten und Lösungen hervor, die der oder die Einzelne für sich sah und auch schon gefunden hatte und verwirklichte! Diese waren sehr individuell sie könnten auch nur individuell-biographisch wiedergegeben werden, und das verbietet sich aus mancherlei Gründen. Zur Umschreibung bleiben somit etwas trockene, summarische Aussagen: Partnerschaft, Familie, Kinder und Enkel mit ihren Freuden und Aufgaben; Freizeitgestaltung unterschiedlicher Art; Nischen, in denen die beruflichen Fähigkeiten und Erfahrungen doch noch verwirklicht werden und auch Anerkennung finden; und in redlichem Maße wichtige ehrenamtliche Tätigkeit. Die Lebendigkeit dieses Austausches ließe sich nur wiedergeben, wenn dieser Bericht sehr persönlich würde und darauf soll aus guten Gründen verzichtet werden.

Es war eine Kurve, die beginnend mit Vergangenheit, Schwierigkeiten und Enttäuschungen ziemlich weit unten begann und zunehmend aufwärts führte. Der Austausch war anregend, positiv und zunehmend optimistisch. Eine Veranstaltung, die sich in dieser oder ähnlicher Form für viele lohnen könnte!

Hörbare Stimme in der Ökumene

Zum Tod von Diakonie-Geschäftsführer Klaus Pritzkeleit

Plötzlich und unerwartet verstarb im Frühsommer Klaus Pritzkeleit, der Geschäftsführer der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen, im Alter von 59 Jahren. Mit Pritzkeleit, der zugleich stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses Ökumenische Diakonie war, "verlieren wir einen engagierten und beliebten Mitarbeiter. Er hat dafür gesorgt hat, dass die

freikirchliche Stimme in der Ökumene zu hören war", würdigt Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik die Tätigkeit von Pritzkeleit. Er habe viel für das vertrauensvolle Zusammenwirken mit den Freikirchen innerhalb der Diakonie und der Aktion Brot für die Welt bewirkt.

Pritzkeleit war seit 2000 Geschäftsführer der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft. Sie ist das Verbindungsgremium zwischen dem Diakonischen Werk der EKD und der diakonischen Arbeit der Freikirchen. Aufgabe der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft ist die Abstimmung und Koordination gemeinsamer Aktivitäten. Einen Schwerpunkt bildet dabei die Ökumenische Diakonie - Brot für die Welt, Diakonie Katastrophenhilfe und Hoffnung für Osteuropa. Pritzkeleit gehörte dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden an.

Geboren und aufgewachsen in Grevesmühlen in Mecklenburg-Vorpommern wurde Pritzkeleit aus "weltanschaulichen Gründen" nicht zur erweiterten Oberschule in der DDR zugelassen. Nach einer Ausbildung zum Maschinenbauer absolvierte er die Sonderreifeprüfung und erhielt eine Zulassung zum Hochschulstudium. Vom Studium wurde er ausgeschlossen, weil er den Wehrdienst verweigert hat. Er wurde "Bausoldat". Dies war die einzige Möglichkeit, in der DDR den Dienst an der Waffe zu verweigern. Durch ein theologisches Fernstudium qualifizierte er sich zum ehrenamtlichen Mitarbeiter in Kirche und Gemeinden.

1979 wurde er hauptamtlicher geschäftsführender Referent für Jugendarbeit im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR, 1985 Abteilungsleiter in der Bundesgeschäftsstelle. Seine Aufgaben führten ihn nach Ost- und Westeuropa und Übersee. Nach seinen Tätigkeiten als Ausländerreferent der Evangelischen Kirche in Deutschland in den östlichen Gliedkirchen und Beauftragter für Ausländerseelsorge der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen zur Überwindung von Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt wurde er zum Geschäftsführer der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft berufen.

Viele Jahre begleitete Klaus Pritzkeleit als Mitglied im Ausschuss für Ökumenische Diakonie die Arbeit der evangelischen Spendenaktion Brot für die Welt. Dieses Aufsichtsgremium entscheidet über die Projektmittelanträge von Brot für die Welt und Diakonie Katastrophenhilfe und verantwortet die strategische Ausrichtung beider Aktionen. Zuletzt war Pritzkeleit stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses. Er war außerdem Mitglied im Ökumenischen Stipendienkomitee.

Netzwerke beleben Stadtteile

„Briefe an morgen“ von Diakonie und Aktion Mensch für eine bessere Welt

Das Diakonische Werk und die Aktion Mensch haben unter dem Motto „Briefe an Morgen“ zu einem Brief-Wettbewerb Älterer für eine bessere Welt von morgen aufgerufen. In einem von beiden Organisationen herausgegebenen Kalenderbuch sind wichtige Vorschläge abgedruckt.

Daraus sei hier der Vorschlag von Hiltrud Schlaf zitiert.

„In den Städten und Stadtteilen sind zahlreiche Netzwerke entstanden, deren Ziel es ist, ältere und oft alleinstehende Menschen vor der Vereinsamung zu bewahren, Es ist überlegenswert, ob die Erfahrungen aus der Netzwerkarbeit nicht auch für alle anderen Altersgruppen eingesetzt werden sollten: Interaktivitäten zwischen jungen Familien und Senioren, der Einsatz von „verhinderten“ Großmüttern, ehrenamtliches Engagement in Schulprojekte und eine Einbindung der Jugend in die kommunale Arbeit. Jeder noch so kleine Fortschritt im Zusammenhalt zwischen den Generationen ist wichtig und notwendig.“

Fiktion und Realität

Aus den „Briefen an Morgen“ von Diakonie und Aktion Mensch

Vorstellungen für eine bessere Welt von morgen sammelten Diakonisches Werk und Aktion Mensch in einem Wettbewerb bei älteren Menschen. Die niedergeschriebenen Ideen wurden in einem Ringbuch veröffentlicht. Daraus drucken wir hier folgend einen fiktiven Brief an einen jungen Freund von Ruth Wunsch ab.

„Lieber Freund in der Zukunft, hört sich diese Anrede merkwürdig an? Ist es seltsam, an jemanden in der Zukunft einen Brief zu schreiben? Im Gegenteil! Schreibt man nicht immer, wenn man schreibt, an die Zukunft? [...] Ratschläge allerdings, und darum soll es hier ja gehen, gibt man in der Regel nur Kindern, Enkeln oder guten Freunden. Deshalb schreibe ich Dir, mein Freund, und hoffe, dass Du in fünfzig Jahren mit diesem Brief noch etwas anfangen kannst.

Ich werde dann nicht mehr unter den Lebenden weilen, denn schließlich bin ich schon jetzt eine alte Frau und blind obendrein. Ja, Du hast richtig gelesen, ich sehe nicht nur schlecht, ich bin wirklich blind und das bereits seit etwa 25 Jahren. Warum ich das erwähne? Eigentlich nur, damit Du Dir ein besseres Bild von mir machen kannst. Mein Leben ist nämlich trotzdem normal - so denke ich zumindest. Sieht man davon ab, dass ich einmal in der Woche einen Zivildienstleistenden als Einkaufshilfe habe, unterscheidet sich mein Alltag wohl kaum von dem anderer älterer Frauen. Wie viele andere leiste ich mir wöchentlich eine Putzhilfe und sechsmal im Jahr einen Fensterputzer. Meine gemütliche Drei-Zimmer-Wohnung alleine in Schuss zu halten, wäre mir zu anstrengend, ich koche selber, wasche mit Hilfe meiner Waschmaschine, pflege meine Zimmerpflanzen, pflege auch mich, ziehe

mich gut und hübsch an, besuche Theater und Konzerte, empfangen Besuch und gehe zur Kirche. Mit Freunden und Bekannten verreise ich gerne und häufig, mal für ein paar Tage in Deutschland, mal auch für einen ganzen Monat nach Australien. Noch immer engagiere ich mich im Blindenverein, in dem ich seit 1960 Ehrenämter auf verschiedenen Ebenen bekleide.

Nein, ich möchte hier nicht über meine Blindheit schreiben. [...] Außerdem, mein Freund, hoffe ich doch, dass Ihr in fünfzig Jahren Blindheit nur noch als Erinnerung an ferne Zeiten kennt. Hat der medizinische Fortschritt alle Krankheiten besiegt, die zur Erblindung führen oder habt Ihr inzwischen so gute technische Hilfsmittel, dass Blinde wieder sehen können? Schade, dass Du mir nicht aus der Zukunft in die Gegenwart schreiben kannst, mein Freund.

Kein anderer ist mehr da

Zudem ist es nicht die Blindheit, die mich am meisten bedrückt. Den größten Verlust meines Lebens erlitt ich vor fünf Jahren, als mein geliebter Mann Botho, mit dem ich seit 1957 verheiratet war, an einer Krankenhausinfektion starb. Seitdem habe ich niemanden mehr, mit dem ich Freude und Leid teilen kann und der mich liebt, trotz meiner Fehler und Unarten. Mir fehlt die Gemeinsamkeit.

Obwohl ich 78 Jahre alt bin und auch merke, dass ich nicht mehr den gleichen Elan wie früher habe und öfter mal eine Ruhepause brauche, fühle ich mich lange nicht so alt, wie mein Pass es ausweist. Es fällt mir schwer, das Älterwerden zu akzeptieren, [...] Vielleicht rührt dieses Unwohlsein daher, dass alte Menschen gerne aufs Abstellgleis geschoben werden, nicht mehr so ganz dazu gehören. Dabei sind wir doch ein Teil, ja sogar ein großer und immer größer werdender Teil der Gesellschaft. Natürlich denke ich darüber nach, wie mein Leben weitergehen wird, wenn ich noch älter werde und vielleicht Gebrechlichkeiten körperlicher oder geistiger Art dazu kommen. Vorsorglich habe ich mir einen Platz in einer Altersresidenz gesichert, einem modernen, noblen, zweckmäßigen Haus mit kleinen und größeren Wohnungen für 140

Bewohner. Es liegt im westlichsten Zipfel Hamburgs in einem großen Park mit Teich. Drei Wochen habe ich dort bereits zur Probe gewohnt, und es hat mir wunderbar gefallen. [...]

Ich weiß nicht, mein Freund, wie Ihr in der Zukunft mit den alten Menschen umgeht. Aber wenn ich es recht bedenke, dann bietet auch die heutige Gesellschaft eine große und vielfältige Auswahl, das Leben im Alter zu gestalten. [...] Vom Betreuten Wohnen über Mehrgenerationen-Wohnprojekte bis hin zu ambulanten Pflegediensten, Sozial- und Diakoniestationen, Essen auf Rädern und zahlreichen anderen sozialen Diensten. [...] In den Hamburger Bücherhallen gibt es Medienboten, die den gewünschten Lesestoff zu den alten Menschen nach Hause bringen und später wieder abholen. Wenn es gewünscht wird, stehen sie auch gerne für ein Gespräch über das gelesene Buch bereit. Habe ich Angebote vergessen? Ja vielleicht noch den häuslichen Notruf, der von verschiedenen Institutionen angeboten wird oder die segensreiche Hospizbewegung. Fast könnte man meinen, alle Bedürfnisse und Wünsche alter Menschen würden erfüllt.

Im Umfeld produktiv sein

Trotzdem habe ich noch eine Vision, mein Freund. [...] Weil alles einen Namen haben muss, nenne ich meine Idee SOS-Familiendörfer. Diese Dörfer bestehen aus zweckmäßigen, umweltgerechten und trotzdem preiswerten Häusern. In jedem dieser Häuser leben Großfamilien mit drei, vielleicht sogar vier Generationen. Die SOS-Familiendörfer sind funktionierende Gemeinwesen, die über eine eigene Ökonomie verfügen. Es gibt eine Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen, die möglichst im direkten Umfeld des Dorfes gedeckt wird. So können auch traditionelle Handwerker wie Tischler, Schuster, Schneider und Bäcker kleine Betriebe eröffnen, auch wenn sie längst das Rentenalter überschritten haben. Kinder werden dadurch spielerisch an die einzelnen Gewerbe herangeführt. Das dient nicht nur einer sinnvollen Beschäftigung, sondern kann das eine oder andere Handwerk vielleicht sogar

vor dem Aussterben bewahren. [...]

Wahrscheinlich habt Ihr auch eine andere meiner Ideen längst in die Tat umgesetzt. Der Eintritt in das Rentnerdasein ist für viele Menschen ein Schock. Auf einmal werden sie nicht mehr gebraucht und fühlen sich ausgegrenzt. Lass uns ein Unternehmen gründen, das allen Rentnerinnen und Rentnern, die sich nicht auf die faule Haut legen, sondern auch weiterhin engagieren wollen, ein Angebot macht. Nennen wir dieses Unternehmen einfach mal die ARX AG. Klingt doch gut, oder? Und ist endlich einmal nicht Englisch sondern Latein und kann sowohl Hilfe wie auch Burg oder Zufluchtsort bedeuten. Es soll ja auch kein Unternehmen im herkömmlichen Sinne sein. Diese AG braucht keinen Büropalast, und trotzdem wird es mehr Mitarbeiter haben als alle anderen.

Mentor ist behilflich

Jeder Mensch, der nicht mehr arbeiten kann, weil er entweder das Rentenalter erreicht hat oder aus gesundheitlichen Gründen dazu gezwungen ist, aber sich noch zu anderen Tätigkeiten in der Lage sieht, ist als Mitarbeiter der ARX AG gerne gesehen. Mitzuarbeiten heißt in erster Linie, Mentor für einen alten, behinderten oder allein lebenden Menschen zu sein. Ein Mentor nimmt einen dieser Menschen, dessen körperliche oder geistige Gesundheit nachgelassen hat und der Angst vor der Zukunft hat, im realen wie übertragenen Sinn an die Hand und begleitet ihn durch seinen Alltag. [...]

Was meinst du, mein Freund: Ist das eine Vision, eine Illusion? Ich will mich bemühen und alles dafür tun, diese Illusion der Wirklichkeit anzunähern. Vielleicht wäre schon viel gewonnen, wenn wir mehr aufeinander achten würden und uns für den anderen, unseren Nächsten, verantwortlich fühlten. [...]

So grüße ich dich denn, mein Freund, aus ferner Vergangenheit. Es soll dir gut gehen!
Deine Ruth Wunsch“

Gelungene Komposition Leserbriefe zum ESW- Informationsbrief

Die erfreuten Zuschriften zum ESW-Informationsbrief reißen nicht ab. Unser Buchrezensent Hans Steinacker schrieb aus Witten:

„Lieber Herr Witterstätter, heute sende ich Ihnen für die Ausgabe 4/2010 meine Besprechungen. - Soeben habe ich die Ausgabe 3/2010 des ESW-Informationsbriefs erhalten und mich auch sofort darin fest gelesen. Herausragend der Aufsatz ‚Der Vater Bethels‘. Alles ist eine gelungene Komposition von Aktualität und Rückschau, Besinnung, Praxis und Information. Ich wünsche mir nur, dass die Zeitschrift auch über den Kreis der ESW zur Kenntnis genommen wird. Mit guten Wünschen für den Sommer grüßt Sie Ihr Hans Steinacker.“

Und ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl äußerte sich in einem Brief an Schriftleiter Kurt Witterstätter so:

„Lieber Herr Witterstätter! Den neuen Infobrief des ESW erhielt ich zwei Tage nach unserem Telefonat. Ich bin beeindruckt von all dem Wissenswerten, das Sie dort vermitteln und das in einer Sprache, die für alle verständlich ist. Und dass wir ein christliches Werk sind, wird auch in den Betrachtungen zur Genüge deutlich. Herzlichen Dank! Für heute herzliche Grüße Ihre Liesel Pohl.“

Für Sie gelesen... ...von Hans Steinacker

Die beste Nachricht in der Zeitung

Ein engagierter Christ, Jahrgang 1939, Kaufmann und Geschäftsführer der evangelischen Begegnungsstätte Schönblick, hat dafür gesorgt, dass durch seine über 120 (!) regelmäßig erscheinenden

den Beiträge sich die ihn erreichbaren Zeitungen nicht allein mit der üblichen Verbreitung von Nachrichten, aber auch Banalitäten, Katastrophen- und Krawallmeldungen begnügen müssen. So hat er Texte zum Be- und Nachdenken verfasst, die durch ihre anekdotische Aufbereitung und ihre geistliche Zuspitzung die Druckerschwärze dieses Printmediums mit dem süßen Duft des Evangeliums würzen. Im Lauf der Jahre ist eine umfangreiche Sammlung entstanden, die die ganze alltägliche Themenspannweite so auf den Punkt bringt, dass bei allem die Frage nach Gott und seiner Bedeutung für uns zum Klingen kommt. Ein authentisches Buch mit einer Fülle von Gedanken, die man auch als Leseandachten oder Dank des hilfreichen Sachregisters als eine praktische Beispielsammlung nutzen kann.

Friedemann Hägele. Strahlen der Liebe Gottes. Sonntagsgedanken für den Alltag. Paperback. 317 Seiten. 12,95 Euro. Edition Schönbuch Hänssler

Eine Lebenscollage aus Görlitz

Zwei engagierte Weggefährten haben das ungewöhnliche Leben von Dietrich Heise in einer unvergleichlichen Dokumentation dargestellt. Als Zeitzeugen haben sie seinen Einsatz für Jugendarbeit und Evangelisation in der DDR nicht nur anschaulich nachgezeichnet, sondern auch durch Fotos und Zeugnisse anderer Weggefährten ergänzt. Es ist ein Buch entstanden, das ein (fast) dem Bewusstsein entrücktes Kapitel des christlichen Zeugnisses in schwerer Zeit neu lebendig werden lässt. Der ehemalige Goldschmied Heise entschied sich nach seiner Diakonenausbildung zu seiner lebenslangen Berufung, als „Gottes Dietrich“ in einem atheistischen Umfeld Türen zu öffnen, die landläufig als verschlossen galten. Wie und wo das geschah, können wir in dem schön gestalteten Buch nachvollziehen und so selbst über die bezeugten Wunder staunen. Der Rezensent wundert sich auch, wie das im Selbstverlag liebevoll gestaltete Buch zu einem solch wohlfeilen Preis verbreitet wird.

Ingrid und Frieder Schirrmeister. Gottes Dietrich

öffnet Türen. Dietrich Heise ein Leben für Jugendarbeit und Evangelisation in der DDR. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 14,5 x 21 cm, 7,50 Euro. CVJM Schlesische Oberlausitz, Johannes-Wüsten-Str. 21, 02826 Görlitz und ed@cvjm-Schlesien.de

„Der Doktor mit dem Draht zu Gott“

So schrieb das staunende „Hamburger Abendblatt“ über Klaus-Dieter John, der mit seiner Frau als Rucksacktouristen in den 90-er-Jahren nach Peru reiste. Das Ärzte-Ehepaar erlebte als Rucksacktouristen-Zweigespann Sightseeing einmal anders. Denn als wache Christen waren die Eheleute erschüttert von den gesundheitlichen und sozialen Bedingungen der Ärmsten der Armen. Es wächst eine Vision. Ohne einen Cent in der Tasche verwirklichen sie zielstrebig ihren unmöglichen Traum, ein modernes Krankenhaus im Hochland der Anden aufzubauen. „Diospi Suyana“ heißt die Klinik: Wir vertrauen auf Gott. Während Dr. John in seiner Facharztbildung zum Chirurgen an den Universitäten Harvard, Yale, Johannesburg und Berlin wertvolle Erfahrungen sammelte und dabei sogar das Angebot einer Habilitation ausschlägt, entwickelt er gleichzeitig mit seiner Frau, der Kinderärztin Martina, sowie einem weit verzweigten Freundeskreis ein beispielhaftes Hospital. Das Buch erzählt von Wundern im 21. Jahrhundert, ja, dokumentiert sie so konkret und lebensnah, dass man sich nur fragen kann, wie Gott die Armen in Peru und die Satten in Europa in gleicher Weise zusammenzuführen und zu segnen vermag.

Klaus-Dieter John. Ich habe Gott gesehen. Diospi Suyana Hospital der Hoffnung. 272 Seiten, gebunden, 16 Farbseiten, 14 x 21cm, 14,95 Euro. Brunnen

Ein Klassiker im neuen Gewand

Das amerikanische TIME Magazin rechnete ihn 2005 zu den 100 einflussreichsten Personen der Welt: John Stott. 1921 in London geboren, erlebt der Sohn eines Arztes 1938 seine bewusste Hinwendung zum Glauben und erwirbt im Trinity College in Cambridge seinen Doktor der Theolo-

gie. Es ist das Rüstzeug, das ihn bis 2007 (!) noch regelmäßig die Kanzel seiner Gemeinde besteigen lässt und ihn in internationalen kirchliche Gremien (Lausanner Bewegung) führt. Neben dem Erzbischof von Canterbury galt der Grand Old Man als der einflussreichste Vertreter der Kirche von England. Was er als brillanter Kanzelredner und scharf denkender Theologe weltweit zu vermitteln wusste, hat er in unzähligen Büchern niedergelegt. So hat der Hochbetagte die hier empfohlene Einführung zum 50. Jahrestag ihres ersten Erscheinens komplett überarbeitet und dem aktuellen Denkhorizont angepasst. Ein Buch kommt neu in den Markt, das durch seine Frische und Einfachheit, aber auch durch seine zielgerichtete theologische Kompetenz und Dialogfähigkeit dem Leser des 21. Jahrhunderts ein hilfreicher Begleiter sein wird.

John Stott. Der Christliche Glaube. Gebunden, 13,5 x 20,5 cm, 176 Seiten, 14,95 Euro. SCM R. Brockhaus

Ein Plädoyer für Annäherung der Christen

In einem beachtlichen Sammelband geben sie sich ein Stelldichein: Orthodoxe, katholische, evangelische und freikirchliche Amtsträger und Theologen, aber auch von der Trennung betroffene Gemeindeglieder an der Basis oder in so genannten „Misch“-Ehen. Engagiert beziehen sie zu den Grundfragen der christlichen Einheit Stellung. Trotz unterschiedlicher Positionen, wie kann es auch anders sein, wird das Ärgernis der Spaltung offen ausgesprochen und gleichzeitig der weite Spannungsbogen gezeigt, unter dem sich die Bemühungen um die christliche Einheit Schritt für Schritt vollziehen können. Die Herausgeberin dieses praktisch-konstruktiven Buches, die derzeit über „Jüdische Perspektiven im christlich-jüdischen Dialog“ habilitiert, hat neben Sozialpädagogik und Philosophie evangelische, katholische und orthodoxe Theologie studiert. Wer könnte besser einen solch vielstimmigen Chor zusammen führen?

Jutta Koslowski. Ökumene - wozu? Antworten auf eine Frage, die noch keiner gestellt hat. Paperback, 13,5 x 20,5 cm, 192 Seiten, 12,95 Euro. Brendow

...von Liesel Pohl

Umfangreicher Ideen-Pool

Vielfalt - oft distanzieren wir uns von der Offenheit, die in diesem Begriff liegt. Es muss doch irgendwo im Leben konkret werden, so ist unsere Meinung. Können wir mit Vielfalt dem Leben gerecht werden? In dem von Susanne Fetzer vorgelegten Buch „Grau sind nur die Haare“ wird gerade diese Spannung aufgegriffen. Die Autorin bezieht diese Frage besonders auf die Phase der zweiten Lebenshälfte. Und sie beobachtet und beschreibt in hilfreicher Weise, wie diese Altersphasen sehr unterschiedlich die Betroffenen herausfordern, und wie bunt und vielfältig die Lebensmuster wahrgenommen werden. Es sind nicht nur die Mehrfachgenerationen, die die Vielfalt der Senioren ausmachen. Auch die unterschiedlichen Prägungsmuster, Interessen und Potentiale und die gesundheitliche Befindlichkeit machen deutlich, welch ein Umfang an Kriterien bedacht sein will, um Senioren verstehen und mit Ihnen Leben gestalten zu können.

Die Reflektion über diese Vielfalt führt dann zu wichtigen Schlussfolgerungen. Wer Senioren wirklich verstehen will, muss zeitgeschichtlich denken und unterscheiden, Potentiale von Senioren erkennen, selbstbestimmtes Engagement ermöglichen und eine Kultur der Anerkennung und Wertschätzung entwickeln. In der kirchlichen Seniorenarbeit bedarf gerade die Seelsorge eines solch verstehenden Begleitens, um Hilfestellung zu einem versöhnten Leben geben zu können. Dem kleinen Einmaleins und der großen Vielfalt, warum Senioren so verschieden sind, folgt ein umfangreicher Ideenpool. Erfahrungsberichte und Praxismaterial weisen hin auf Möglichkeiten, wie man Seniorenarbeit anpacken kann.

Es geht um Angebote für Bildung und Kultur, für geistig und körperliche Fitness, für Gemeinschaft und Geselligkeit, für geistliches Leben und seelsorgerliche Begleitung, aber auch um soziales, diakonisches und generationenübergreifendes Engagement, um Reisen, Freizeiten, Ausflüge

und übergemeindliche Angebote. Die einzelnen Ideen werden in der Regel im Kontext einer konkreten Gemeinde beschrieben, so dass über die benannten Kontaktadressen weitere Informationen eingeholt werden können.

Buchautorin Susanne Fetzter (53), Diplomtheologin und Journalistin, ist seit vielen Jahren im Raum Stuttgart in der Seniorenarbeit aktiv. Ihr neues Buch zeigt die Chancen auf, der mannigfaltigen Entwicklung von Senioren gerecht zu werden und bietet hilfreiche Beispiele zum Umgang mit der verstandenen Vielfalt von Senioren. Susanne Fetzter: Grau sind nur die Haare. Handbuch für die neue Seniorenarbeit. Mit einem Vorwort von Konrad Eißler. 212 Seiten. Neukirchen-Vluyn 2010. Aussaat Verlag. ISBN 978-3-7615-5755-6. 16,90 Euro.

...von Kurt Witterstätter

Die misslungene Integration

Warum sollte sich an der misslungenen Integration der fundamentalistischen muslimischen Migrationsbevölkerung in die pluralistisch-aufgeklärten mittel- und westeuropäischen Länder etwas bessern, nur weil einige änderungswillige Migranten und sie in ihren Bürgerrechten unterstützende Ansässige für die Abkehr von den schlimmsten Praktiken aus Koran und Scharia eintreten? Necla Kelek schildert in ihrem neuen 267seitigen Buch „Himmelsreise. Mein Streit mit den Wächtern des Islam“ zu viele mit den Zivilgesellschaften des Westens unvereinbare virulente Sitten und Bräuche von vielen muslimischen Gläubigen, als dass man selbst angesichts einer „schweigenden Mehrheit“ von Muslimen auf Besserung hoffen könnte: Zwangsheirat, Babyverlobung, Verwandten-Ehen, Ehrenmorde, Blutrache, Schächten von Tieren, innerfamiliäre Gewalt, Fernhalten von der Schule, Kopftuch-Tragen und Scharia. Und: Unrechtsbewusstsein gleich Null. Eine änderungswillige Autorität auf Seiten der Muslime ist nicht in Sicht. Schon deshalb, weil jeder muslimische Traditionalist gemäß seiner eigenen Überlieferung den Koran anders auslegt. Und weil die

vordergründige Anerkennung des Wertekonsens des Grundgesetzes seitens der Islamverbände Lippenbekenntnisse sind, die immer den Vorbehalt der Vereinbarkeit der Grundrechte mit Koran und Scharia machen. Die in Greifswald promovierte Soziologin und Ökonomin Necla Kelek hat bei



Kiepenheuer & Witsch abermals (nach „Bittersüße Heimat“, „Die verlorenen Söhne“, „Die fremde Braut“) als Insider-Muslimin einen aufrüttelnden Bericht über die doktrinäre Statik der tonangebenden Islamisten vorgelegt, der alle Hoffnungen auf einen aufgeklärten Islam und ein harmonisches Multikulti zunichte macht. Wir werden uns in unseren mittel- und westeuropäischen Gesellschaften dauerhaft auf die Existenz von parallelgesellschaftlichen Einschüben einzustellen haben. Der Glaube an die konfliktlose Koexistenz der abrahamischen Religionen unter einem Dach ist Kelek zufolge wohl vorerst ein idyllischer Traum. Lessing hatte es da mit seiner „Nathan“-Ring-Parabel vor gut 200 Jahren noch leicht. Nach weiteren 230 Jahren könnte sich unter demografischen Gesichtspunkten unsere Islamisierung vollzogen haben. Das wäre dann nicht nur ein böser Traum von heute.

Necla Kelek: Himmelsreise. Mein Streit mit den Wächtern des Islam. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2010. 267 Seiten. ISBN 978-3-462-04197-2. 18,95 Euro.

46 Spielplan

START
1
2
3
4
5 Aussetzen, um zu überlegen, wem Sie Ihre Steinsammlung geben
6
7
8
9 Sie dürfen nochmals würfeln, weil Sie Ihrem Sohn Kontovollmacht erteilt haben
10
11
12
13
14 Aussetzen: Sie müssen jemandem die Nutzung Ihres Gartens übertragen
15
16
17
18 Auf 16 zurück: Sie müssen zuerst noch Ihre alten Berufsverbandszeitschriften entsorgen

19
20
21
22
23 Sie dürfen auf Platz 26, weil Sie Ihre Bierkrüge Ihrem Neffen geschenkt haben
24
25
26
27
28 Sie dürfen vor auf 30, weil Sie Ihre Rezept-sammlung Ihrer Schwiegertochter gaben
29
30
31
32
33
34
35 Auf Platz 33 zurück: Sie müssen überlegen, wer Ihre Münzsammlung bekommt
36
ZIEL

Herausgeber:

EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:

Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:

Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:

Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

**Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!**

**Redaktionsschluß für die
ESW-Info 1-2011 ist der
1. Dezember 2010**

Ständige Mitarbeiter:

Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:

ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Staffenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de